

Max Nicolai Tristan Appenroth

Männliche Gewalt aus einer trans* Perspektive

Bachelorarbeit zur Erlangung des Akademischen Grades

„Bachelor of Arts“ (B. A.)

im Studiengang
„Soziale Arbeit“

an der

"Alice Salomon" - Hochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin University of
Applied Sciences

eingereicht im Sommersemester 2015
am 29. April 2015

Erstbegutachtung: Prof. Dr. María do Mar Castro Varela

Zweitbegutachtung: Urs Gamsavar

Kurzzusammenfassung

Die vorliegende Bachelorarbeit befasst sich theoretisch mit der sozialen Konstruktion von Männlichkeit und dem männlichen Verhalten bezüglich Gewalt. Der Theorie schließt eine empirische Studie zur Erfahrung und persönlichen Einstellung von Gewalt aus trans* männlicher/maskuliner Perspektive an.

Zu Beginn der Arbeit steht eine Annäherung an den Gewaltbegriff aus klinischer und soziologischer Perspektive. Der Hauptteil der Theorie geht auf die Geschichte der Männlichkeitsforschung ein und folgt, über einen kurzen biologischen Überblick, der sozialen Konstruktion von Männlichkeit. Dies geschieht in Anlehnung an das von Raewyn Connell geprägte Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ und in Kombination mit Pierre Bourdieus Theorie zur „Männlichen Herrschaft“. In diesem Teil wird der männliche Wettkampf, aber auch das männliche Gewaltverhalten näher analysiert.

Dem theoretischen Teil folgt eine deskriptive Studie, die auf einer Onlineumfrage basiert. Über einen Zeitraum von sechs Wochen wurden trans* männliche/maskuline Personen befragt. Die Studie erfasst zu Anfang demographische und identitätsbezogene Daten, dem folgen die Teile, in denen zum einen die Gewalterfahrung dieser Gruppe und zum anderen die persönliche Einstellung zu Gewalt abgefragt werden.

Abschließend verknüpfe ich die Theorie mit der Studie und gleich diese wiederum mit meiner These ab, dass die unterschiedliche Sozialisation von cis-Männern und trans* männlichen/maskulinen Personen, besonders im Bezug zu aggressivem, gewaltvollen Verhalten, zu Irritationen führt.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Der Gewaltbegriff	5
2.1 Psychologischer Ansatz.....	5
2.2 Soziologischer Ansatz.....	6
3. Konstruktion von Männlichkeit	11
3.1 Rückblick auf die bestehende Männlichkeitsforschung.....	11
3.2 Der biologische Mann.....	15
3.3 Soziale Konstruktion von Männlichkeit in Abgrenzung zum Körper.....	18
3.4 Hegemoniale Männlichkeit.....	21
3.5 Männlichkeit und der stetige Wettkampf.....	24
3.6 Männliche Gewalt.....	27
4. Empirische Studie „Männliche Gewalt aus einer trans* Perspektive	30
4.1 Studienbeschreibung.....	30
4.2 Studienaufbau.....	30
4.3 Der Fragebogen.....	32
4.4 Auswertung der demographischen Daten.....	41
4.4.1 Alter.....	41
4.4.2 Wohnort.....	42
4.4.3 Bildungsstand.....	42
4.4.4 Berufliche Qualifikation.....	43
4.4.5 Monatliches Nettoeinkommen.....	44
4.5 Auswertung der persönlichen Daten.....	45
4.5.1 Selbstbezeichnung.....	45
4.5.2 Geschlechtliche Identität & Gender.....	46

4.5.3 Schritte zur Annäherung an die gefühlte Identität.....	47
4.5.4 Identität in der Alltagspraxis.....	48
4.6 Auswertung der verbalen Gewalterfahrungen.....	49
4.6.1 Mögliche Gründe der verbalen Gewalt.....	49
4.6.2 Täter_innen Struktur bei verbaler Gewalt.....	50
4.6.3 Verhalten der Opfer bei verbaler Gewalt.....	51
4.6.4 Verhalten der Opfer nach erlebter verbaler Gewalt.....	52
4.7 Auswertung der physischen Gewalterfahrungen.....	53
4.7.1 Mögliche Gründe der physischen Gewalt.....	53
4.7.2 Täter_innen Struktur bei physischer Gewalt.....	54
4.7.3 Verhalten der Opfer bei physischer Gewalt.....	55
4.7.4 Verhalten der Opfer nach erlebter physischer Gewalt.....	56
4.8 Gewalterfahrungen gemessen an der äußeren Erscheinung.....	57
4.9 Gewalterfahrungen gemessen am Lebensraum.....	58
4.10 Die persönliche Einstellung zu Gewalt der Studienteilnehmenden.....	59
4.10.1 Außenwahrnehmung bezüglich Gewalt.....	59
4.10.2 Eigenes Gewaltverhalten.....	60
4.10.3 Veränderung des eigenen Aggressions- und Gewaltverhaltens..	61
4.11 Zusammenfassung.....	62
5. Fazit.....	65
6. Literaturverzeichnis.....	71

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Der Fragebogen.....	32
Abb. 2: Alter.....	41
Abb. 3: Wohnort nach Bundesland.....	42
Abb. 4: Schulbildung.....	43
Abb. 5: Berufliche Qualifikation.....	44
Abb. 6: Einkommen.....	44
Abb. 7: Selbstbezeichnung.....	45
Abb. 8: Genderidentität.....	46
Abb. 9: Schritte zur Annäherung an die gefühlte Identität.....	48
Abb. 10: Außenwahrnehmung im Alltag.....	49
Abb. 11: Gründe für verbale Gewalt.....	50
Abb. 12: Gender Täter_innen 1.....	51
Abb. 13: Verhalten bei verbaler Gewalt.....	52
Abb. 14: Gründe für physische Gewalt.....	54
Abb. 15: Gender Täter_innen 2.....	55
Abb. 16: Verhalten bei physischer Gewalt	56
Abb. 17: Außenwahrnehmung bezüglich Gewalt.....	60
Abb. 18: Bildschirmfoto Forenbeitrag 1.....	70
Abb. 19: Bildschirmfoto Forenbeitrag 2.....	70

1. Einleitung

Als ich vor etwas mehr als vier Jahren beschloss mich auch auf den Weg einer physischen und juristischen Transition zu begeben, hätte ich vermutlich nicht damit gerechnet, dies irgendwann einmal in einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit zu erwähnen. Im Rahmen dieses Schrittes musste ich eine begleitende Psychotherapie beginnen. Nachdem ich nach einem halben Jahr meine Indikation für den Beginn einer Hormontherapie mit Testosteron hatte, wurden die Treffen zwar zeitlich unregelmäßiger, aber etwas bürgerte sich fest in die Termine ein. Meine Therapeutin fragte mich stets, ob ich denn mittlerweile schon mal in eine Schlägerei verwickelt worden sei. Ich wunderte mich, warum sie mir diese Frage immer wieder aufs Neue stellte und fragte sie nach dem Grund. Es sei bloßes Interesse ihrerseits, mehr sagte sie nicht dazu. Entweder war sie fest der Annahme, welche aus meiner Perspektive eine völlige Fehlannahme wäre, dass mich das Testosteron aggressiver machen würde, oder sie nahm an, dass mich durch meine zunehmende männliche Erscheinung eine aggressivere Atmosphäre seitens der sozialen Umwelt erwarten würde. Dies sind allerdings nur Spekulationen.

Ich merkte schnell selbst, dass mein Alltag sich drastisch änderte. Ich wurde von einem unsichtbaren Objekt auf einmal sichtbar für meine Umwelt. Vor dem Beginn der Einnahme von Testosteron wurde ich trotz meines *burschikosen* Auftretens eher als weiblich gelesen. Dadurch fiel ich optisch nicht in das Raster, welches bei heterosexuellen cis-Männern¹ als begehrenswert gilt und wurde von sexualisierten Anmachen verschont. Nachdem sich meine Erscheinung sichtbar einem männlichen Bild annäherte, wurde ich immer häufiger, aus meiner Sicht grundlos, angerempelt oder angemeckert. In fast allen Fällen, von Menschen, die ich als männlich wahrnahm. Diese Situation gipfelte etwa ein Jahr nachdem ich mit der Behandlung mit Testosteron begonnen hatte in einem traumatischen Ereignis. Auf dem nach Hause Weg wurde ich von einem mir unbekanntem Mann zusammengeschlagen. Gemessen anhand der Vorstrafen des Täters war dies ein regelmäßiges Verhalten seinerseits. Für mich hingegen war dies in diesem Moment ein völlig neues Erlebnis. Was für ihn letzten Endes zehn Monate Gefängnisstrafe auf Bewährung bedeutete, führte mich über einen langen

¹ Cis-männlich sind jene Personen, bei denen das bei der Geburt festgestellte Geschlecht männlich ist und dies dem gelebten und gefühlten Geschlecht entspricht. Dies geht einher mit der Identifizierung mit der sozialen männlichen Rolle.

Prozess zu dieser Arbeit.

Nach einigen Monaten des Überlegens wurde mir klar, dass es nicht an meiner Persönlichkeit lag, dass mich recht plötzlich diese Welle der Aggression erreichte, sondern lediglich an meiner wachsenden männlichen Erscheinung. Ich begann mich mehr mit der Thematik zu beschäftigen und das Ergebnis ist diese vorliegende Arbeit.

Ich ging von der Annahme aus, dass ich nicht die einzige trans* männliche² Person sein kann, die eine Parallelität von physischen und deutlichen sozialen Veränderungen verspürt. Wie sich durch Gespräche mit Menschen in einem ähnlichen Prozess herausstellte, war die Irritation nicht nur bei mir zu finden. Diese Irritation war auf die gesteigerte Aggression von außen zurückzuführen. Um dies wissenschaftlich aufzuarbeiten, entschloss ich mich zu dieser Studie. Anhand des Fragebogens, den ich konzipierte und der online ausgefüllt werden konnte, wollte ich dieses Phänomen empirisch erforschen und im besten Falle auch belegen.

Ich gehe von der Annahme aus, dass ein gewaltvolles Verhalten keine natürliche Gegebenheit, sondern ein erlerntes Verhaltensmuster ist, was gesellschaftlich dem männlichen Geschlecht zugeschrieben wird. Auch die Annahme, dass Testosteron eine Steigerung der Aggressivität verursacht, halte ich für eine fehlleitende soziale Konstruktion. Dass ein aggressives Auftreten bei trans* männlichen/maskulinen Personen zunehmen kann, sehe ich als Anpassung an sozialgeschlechtliche Normen, die aber keineswegs einen biologischen Ursprung haben. In diesem Zusammenhang gehe ich davon aus, dass zum Beispiel Taten, die vor der physischen Transition von noch als weiblich gelesenen Personen verübt wurden, seltener als Gewalttaten interpretiert werden. Im Zuge der Transition, welche aus meiner Sicht ein nicht endender Prozess im Leben einer trans* Person darstellt, würden die selben Taten als gewaltvoll gelten, da es sich in der Annahme um eine männliche Person handelt. Die Zuschreibung was als Gewalt gilt oder nicht, variiert bei selbigen Handlungen geschlechtsabhängig.

² Trans*männliche Personen sind jene, bei denen das bei der Geburt festgestellte Geschlecht weiblich ist und dies dem gelebten und/oder gefühlten Geschlecht nicht entspricht. Trans* männliche/maskuline Personen können sich zum Beispiel als Frau zu Mann (FzM) transsexuell, Transgender, Transmann, trans*, genderqueer, und so weiter bezeichnen. Eine Identifizierung mit der sozialen weiblichen Rolle wird in der Regel abgelehnt und eine Annäherung an das männliche Erscheinungsbild und die männliche soziale Rolle wird angestrebt. Das * dient als sichtbarer Platzhalter für die vielfältigen Identitätsformen.

Durch meine persönliche Erfahrung hat sich mein Blick in und auf die Gesellschaft komplett verändert. In der folgenden Abschlussarbeit beschreibe ich die Beobachtungen während dieses Prozesses anhand von einem theoretischen und abschließend mit einem empirischen Teil.

Der theoretische Teil befasst sich zu Beginn mit einer Annäherung an den Gewaltbegriff aus einer klinischen und einer soziologischen Perspektive (vgl. z.B. Heitmeyer & Hagan 2002; Imbusch 2002; Krahe 2014; Nunner-Winkler 2004). Diese Annäherung an den Begriff soll als Grundlage für das Verständnis der fortlaufenden Arbeit dienen. An die Begriffsannäherung knüpft ein kurzer Rückblick auf den bisherigen Stand der Männlichkeitsforschung an. Es werden sowohl die verschiedenen Gründungsprozesse sozialer Bewegungen als auch die Entstehung der sozialen Geschlechterrolle erläutert. Dem folgt im nächsten Schritt ein Kapitel mit Kritik an der biologischen Auslegung, was ein Mann ist. Die aus meiner Sicht sehr engstirnige Definition von Geschlecht aus der Sicht der Biologie ist geleitet von sozial konstruierten Fehlannahmen. Diese Fehlannahmen führen mich dann im nächsten Kapitel zu der sozialen Konstruktion von Männlichkeit. Ich greife verschiedene Konzepte von unterschiedlichen Theoretiker_innen³ auf und werde sie diskutieren. Ich werde einerseits den von Raewyn Connell (2015) mitgeprägten Begriff der „hegemonialen Männlichkeit“ besprechen und andererseits die Theorie der „männlichen Herrschaft“ von Pierre Bourdieu (2013). Geleitet von diesen Theorien setze ich mich mit den Gedanken von Michael Meuser (2003; 2008) zum „männlichen Wettkampf“ auseinander. Dieser Ansatz führt mich dann zum theoretischen Abschluss über spezifisch männliche Gewalt. Ich werde darlegen, worin diese begründet ist, wem sie dient und wie sie die soziale Rolle des Mannes konstruiert und festigt.

Mit diesem theoretischen Teil werde ich vorab die Voraussetzung schaffen, die einem besseren Verständnis der folgenden Studie dient. Anhand einer Onlineumfrage habe ich die Gewalterfahrungen und die eigene Einstellung zu Gewalt bei trans* männlichen/maskulinen Personen abgefragt. Bei der Auswertung konnte ich insgesamt 169 Datensätze berücksichtigen. Die Ergebnisse der deskriptiven Studie vergleiche ich mit meinen vorausgegangenen Thesen und werde ein Bild zusammenfassen, welchen Situationen trans* männliche/maskuline Personen im Alltag begegnen.

³ Der statische Unterstrich wird bewusst verwendet um die verschiedensten Identitäten im Genderspektrum mitzudenken und anzusprechen.

Das Ziel der Arbeit ist, anhand der theoretischen Grundlage und der empirischen Studie die gesellschaftliche Konstruktion von Männlichkeit in Frage zu stellen und die Sichtbarkeit für trans*alltägliche Lebensweltrealitäten zu erhöhen. Die Thematisierung von Gewalt und Männlichkeit aus trans* männlicher/maskuliner Perspektive soll einen Beitrag dazu leisten die wenig hinterfragte, teils systemerhaltende, cis-männliche Dominanz in den wissenschaftlichen Disziplinen anzugehen.

2. Der Gewaltbegriff

Gleich zu Beginn meiner Rechercharbeit wurde klar, eine Begriffsdefinition zu finden, ist ein vermutlich unmögliches Unterfangen. Einen über die Geschichte der Menschheit geprägten Begriff in wenigen Sätzen zu erklären, ist anhand der inhaltlichen Wirkweisen nicht möglich. Darüber hinaus würde jede klare Definition andere Kategorien ausschließen und Formen und Erfahrungen von Gewalt dadurch unsichtbar machen. Neben diesen Punkten ist es ebenso schwierig zwischen Gewalt und Aggression zu trennen. Ich möchte im folgenden Abschnitt einen Exkurs in die unterschiedlichen Interpretationswelten von Gewalt machen und lediglich einen Umriss dieses komplexen Begriffs wagen.

2.1. Psychologischer Ansatz

Die Abgrenzung des Begriffs der Gewalt gegenüber dem Begriff der Aggression ist eine unklare Linie. In den verschiedensten geisteswissenschaftlichen Fachrichtungen, sowie der Biologie und Psychologie, herrscht Uneinigkeit darüber, inwiefern Aggression von Gewalt abhängt beziehungsweise umgekehrt und wo die klare Trennung stattfindet. Der vermutlich signifikanteste Unterschied liegt darin, dass Aggression in der Psychologie pathologisiert und als Erklärungsmodell für die Diagnostik herangezogen wird. Nach Marianne Müller-Brettel gehört Aggression zur biologischen Grundausstattung jedes höheren Lebewesens⁴. Wohingegen Gewalthandlungen nicht naturgegeben, sondern abhängig von der gesellschaftlichen Entwicklung sind (vgl. Müller-Brettel 2014: 668).

Generell wird davon ausgegangen, dass sowohl Aggression als auch Gewalt mit der Absicht geschieht andere Personen oder Gegenstände zu schädigen. Nach Barbara Krahe ist Gewalt eine Unterform von Aggression und verfolgt das Ziel der körperlichen Schädigung des Gegenübers. Weiter führt Krahe an, dass unter soziologischen Gesichtspunkten zwischen feindseliger Aggression und instrumenteller Aggression unterschieden werden muss. Feindselige Aggression zielt auf Erregung, beziehungsweise Ärger ab und instrumentelle Aggression auf das Erreichen eines Ziels. Barbara Krahe stellt das Aggressionsmodell nach Craig Anderson vor, welches

⁴ Hierbei gibt Marianne Müller-Brettel nicht weiter an, was für sie ein höheres Lebewesen ist. Ich beziehe ihre Beschreibung auf den Menschen.

zwischen personalen und situativen Ausgangspunkten unterscheidet und abhängig von kognitiver, affektiver und physiologischer Verarbeitung zu Aggression führen kann (vgl. Krahé 2014: 107 ff.).

Aus klinischer Perspektive werden zudem verschiedene Ausdrucksformen von Aggression unterschieden. In Abgrenzung zwischen Feindseligkeit und Instrumentalisierung stellt Ulrike Petermann zudem die offene gegen die verdeckte, die reaktive gegen die aktive, die körperliche gegen die indirekte und die affektive gegen die räuberische Aggression. Petermann sagt, dass die reaktive Täter_in-Aggression geplant, kontrolliert und die aktive/proaktive Opfer-Aggression als ungeplant oder häufig emotional stattfindet (vgl. Petermann 2014: 108). Im Vergleich zur direkten Aggression spricht Herbert Selg von einer Verschiebung des Objekts bei der verschobenen Aggression. In diesem Fall werde die Aggression vom eigentlich auslösenden Objekt auf ein Ersatz verschoben. Selg nennt das Beispiel, dass die Aggression nicht an der vorgesetzten Person ausgelassen wird, sondern dann Familie, Kinder, oder das Haustier darunter leiden müssten. Einige Aggressionstheorien, wie zum Beispiel die Frustrations-Aggressions-Theorie, gelten heute inzwischen als überholt. Im weiteren Verlauf der Arbeit werden aber noch die Erklärungsversuche der lernpsychologischen Ansätze interessant, beziehungsweise der Standpunkt, dass Aggression und Gewalt durch psychosoziale Faktoren beeinflusst sind (vgl. Selg 1999: 2).

2.2 Soziologischer Ansatz

Aus soziologischer Perspektive schließt Peter Imbusch an die Theorie von Krahé an. Auch aus Imbuschs Sicht kann Aggression in Gewalt übergehen. Seine Definition von Aggression ist folgende

Aggression wiederum ist ein aus der Psychologie stammender Begriff, der im engeren Sinne als aggressives Verhalten eine auf die physische oder psychische Verletzung oder die Schädigung eines anderen zielende manifeste Handlung oder aber im weiteren Sinne als Aggressivität eine latentes Potenzial bzw. eine Disposition für eine solche Handlung bzw. ein solches Verhalten umschreiben kann. Im ersten Fall existiert ein Überschneidungsbereich mit Gewalt (Zwang wäre entsprechend wenigstens eine Form der Machtausübung), im letzteren würde Aggression eine Vorstufe zur Gewalt darstellen und müsste von dieser begriffsdefinitiv geschieden werden. (Imbusch 2002: 33)

Die Distinktion zwischen Aggression und Gewalt ist nach wie vor nur sehr vage zu betreiben. Sie wird klarer, wenn man von den Formen, die Gewalt annehmen kann, ein klareres Bild bekommt. Nach Müller-Brettel kann Gewalt in folgenden Kategorien aufgeteilt werden „Individuen (Schläger), Kollektiven (Staaten), gesellschaftlichen

Institutionen (Militär), sozialen Strukturen (Armut) oder Ideologien (Totalitarismus).

Gewalt kann

ein Dauerzustand (Polizeistaat), ein längerfristiges (Krieg) oder einmaliges Ereignis (Geiselnahme) sein. Gewalt kann physisch (sexuelle Vergewaltigung) und/oder psychisch (Sexismus) ausgeübt werden, ordnend (Staatsgewalt) oder zerstörend (Terrorismus) sein, als legitim (Gewaltmonopol des Staates) oder illegitim (Diktatur) empfunden werden. (Müller-Brettel 2014: 667)

Nach der Definition von Müller-Brettel wird deutlich, dass Gewalt nicht immer eine Form physischer Verletzung gegenüber anderen Akteur_innen darstellen muss. Eine Frage, die sich mir hier allerdings stellt, bildet Gewalt immer ein System von Täter_innen und auf der anderen Seite von Opfern? Ist Gewalt per se negativ zu betrachten? Gilt sie immer der Zerstörung, oder kann Gewalt auch ein positives Ergebnis schaffen? Diese Annahme ist schwierig, wenn man betrachtet, dass die selben Handlungen in den unterschiedlichsten sozialen Kontexten oder politischen Systemen unterschiedliche Folgen haben. Negativ ist Gewalt im Bezug auf eine Zerstörung von Menschen und Menschlichkeit. Als positiv kann Gewalt wahrgenommen werden, wenn eine Herstellung von Ordnung beziehungsweise der Schutz der Menschlichkeit im Vordergrund steht (vgl. Heitmeyer & Hagan 2002: 19).

Im etymologischen Sinne hat der deutsche Begriff im Vergleich zur Englischen Sprache einen gewissen Nachteil. Gewalt wird oftmals mit Macht gleichgesetzt. Im Englischen wird klarer durch „violence“ und „power/force“ getrennt, im Deutschen ist dies aber weniger einfach möglich. Weiter stellt sich hier die Frage, ob Gewalt ohne eine machthabende Position überhaupt möglich ist. Beziehungsweise ob eine konstante machthabende Position nötig ist, oder ob diese eine temporäre Eigenschaft sein kann. Aus soziologischer Perspektive lässt sich nach Max Weber Macht wie folgt definieren

Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht. [...] Alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen können jemand in die Lage versetzen, seinen Willen in einer gegebenen Situation durchzusetzen. (Weber 1980: 28/29)

Peter Imbusch fügt dieser Definition hinzu, dass nicht in jedem Fall Gewalt zur Durchsetzung des eigenen Willens nötig ist, jedoch eine Möglichkeit bietet. Wenn Gewalt als gezieltes Mittel zur Durchsetzung herangezogen wird, ist dies ein effektives Machtmittel (vgl. Imbusch 2002: 32).

Die Diskussion um Gewalt und Macht ist nach Heitmeyer und Hagan gespickt mit Fehlannahmen und Fallen, in die Kultur- und Zivilisationstheoretiker_innen treten. Sie sagen, dass die Annahme des stetigen Zivilisationsprozesses der Menschheit, an

dessen Ende eine gewaltfreie Moderne steht, nur ein Traum sei. Weiter führen sie an, dass es eine Fehlannahme ist, wenn man davon ausgeht, dass Gewalt in vormodernen oder in fremden Gesellschaften häufiger anzutreffen und in modernen Gesellschaften eine Ausnahme sei (vgl. Heitmeyer & Hagan 2002: 20 ff.). Im weiteren Verlauf benennen sie die „Umdeutungsfalle“. Diese tritt ein, wenn

Gewalt exklusiv personalisiert, generell pathologisiert oder gar biologisiert wird, weil damit von allen sozialen Ursachenzusammenhängen abgesehen und eine moralische Selbstentlastung wie politische Erleichterung von Herrschenden betrieben wird, die repressiven administrativen Maßnahmen Vorschub leisten. (Heitmeyer & Hagan 2002: 21)

Dies bestätigt den Punkt, dass es auf der einen Seite fahrlässig ist, Gewalt zu biologisieren und es zeigt auf der anderen Seite, wem diese Form der Auslegung dient. Es wird hier auf verschiedenen Ebenen die Verantwortung verschoben und eine Art urtümliche Entschuldigung für die Entstehung von gewaltvollen Handelns gesucht. Die Verantwortung wird von einem Individuum auf ein Kollektiv verlagert und die persönliche Handlung wird einem natürlichen Prozess zugeschrieben, der aufgrund seiner Entstehung im Natürlichen vom Menschen nicht bewusst beeinflusst werden kann. Wäre Gewalt einer männlichen Natur zuzuschreiben, wie ist es dann möglich, dass nicht jeder Mann gleichermaßen gewaltvoll agiert? Dass sich manche Menschen mehr und manche weniger unter Kontrolle haben, ist eine sehr vage Erklärung. Heitmeyers und Hagans Aussage bekräftigen die in dieser Arbeit folgende Diskussion, dass gewaltvolles Handeln ein gelerntes (männliches) Verhalten ist und zudem die Zuschreibung, dass Gewalt ausschließlich männlich ist, den Blick trübt und weibliche Gewalt banalisiert.

An diesem Punkt möchte ich beginnen, die für meine Arbeit relevanten, verschiedenen Formen der Gewalt aufzuteilen. Es stehen hier die Formen der individuellen, kollektiven und staatlichen Gewalt nebeneinander. Als Grundlage meiner Arbeit beziehe ich mich auf die individuelle Gewalt. Diese Form wird von einzelnen Täter_innen, beziehungsweise Einzelpersonen in kleinen Gruppen ausgeübt. Diese Form der Gewalt findet im öffentlichen Raum statt und es müssen keine soziale Beziehung zwischen Täter_in und Opfer bestehen. Es kann sich in diesem Fall auch um eine Form privater Gewalt, sprich innerhalb einer Gemeinschaft mit einer begrenzten Mitgliederzahl (Familie, Verwandte, Freund_innen, etc.), handeln (vgl. Imbusch 2002: 45 ff.). Des Weiteren schließe ich für meine Arbeit die Gewalt in Form von Autoaggression und Gewalt gegenüber Sachgegenständen aus. Ich beziehe mich ausschließlich auf die Gewalt, die sich von und gegen eine menschliche Person richtet, die man nicht selbst ist. Darüber hinaus schließen meine Überlegungen und die Studie nur die Formen der verbalen und physischen Gewalt ein. Nach anfänglicher Abwägung habe ich die

Möglichkeit der weiter greifenden psychischen Gewalt, zum Beispiel in Form von Mobbing, ausgeschlossen, da dies den Rahmen der Arbeit gesprengt hätte. Anzumerken ist jedoch, dass die Grenzziehung dieser Unterteilung sehr schwierig ist. Die Psyche eines Menschen ist zweifellos an den Körper gebunden und jede Verletzung eines der beiden hat gegebenenfalls auch Auswirkungen auf das jeweilig andere. Psychische Gewalt ist in ihrer Komplexität ein so weit zu fassender Begriff, dass man in den meisten Fällen verbale Gewalt hierunter fassen könnte. Verbale Gewalt, im Gegensatz zu körperlicher Gewalt, hinterlässt (vorerst) keine sichtbaren Schäden. Das Ausmaß dieser Schädigung lässt sich oftmals erst zeitlich verschoben erkennen. Beziehungsweise werden in vielen Fällen Beleidigungen, Beschimpfungen, oder Anschreien, obwohl sie zum Alltag vieler Menschen gehören, gar nicht als eine Form von Gewalt oder Schädigung wahrgenommen. Sowohl aus der Perspektive der/des Täter_in, als auch - und besonders- in der Rolle als Opfer.

Nach Gertrud Nunner-Winkler kann hier weiter unterschieden werden.

Ein besonders wichtiger Unterschied besteht darin, daß im prototypischen Fall physische Gewalt monologisch, d.h. vom Täter allein vollzogen werden kann, während psychische Gewalt ein interaktives Geschehen ist, d.h. der Täter ist für den Erfolg auf die Mitwirkung des Opfers angewiesen. (Nunner-Winkler 2004: 39)

Hier wird die Problematik deutlich. Der Effekt, der durch verbale Angriffe erzielt wird, liegt immer in der Interpretation der/des Adressat_in. Selbst wenn das Gesagte negativ aufgefasst wird, oder es gar den Rahmen einer Diskriminierung trifft, wird dies selten mit einem Fall von Gewalt assoziiert. Diese interpretativen Fehlannahmen liegen oft den bestehenden Herrschaftsverhältnissen zu Grunde. Pierre Bourdieu fasst diesen Ansatz auf und benennt ihn als symbolische Gewalt. Dies sei „in Begriffen, Sprache und Symbolsystemen eingelagerte Gewalt, die darauf abzielt, nicht offen eingestandene Herrschaftsverhältnisse zu 'verlarven', zu verklären und zu beschönigen“ (Bourdieu nach Imbusch 2002: 41). In diesem Zusammenhang werde zum Beispiel in Form von Diskriminierung teils wissentlich, aber teils auch unwissentlich, symbolische Gewalt ausgeübt.

Peter Imbusch benennt die Nutzbarkeit von Gewalt als beunruhigend. Diesen Charakter erhält Gewalt durch die Möglichkeit, dass auf Gewalt als Handlungsoption jederzeit zurückgegriffen werden kann und die Position, dass keine dauerhafte überlegenen Machtmittel vorausgesetzt werden. Die Mächtigkeit ist durch die Verletzbarkeit des menschlichen Körpers gegeben und der Einsatz physischer Gewalt ist kulturell voraussetzungslos, universell einsetzbar und muss nicht erst verstanden werden (vgl. Imbusch 2002: 38).

Hier schließt eine weitere Frage an, welche relevant für mein folgendes Kapitel sein wird. Wenn man Imbuschs Annahme folgt, dass Gewalt kulturell voraussetzungslos sei und nicht erst verstanden werden muss, warum kommt sie dann nicht in allen gesellschaftlichen Situationen gleichermaßen vor? Was führt dann dazu, dass manche Kulturen gewaltärmer sind als andere, oder dass Gewalt als Mittel zur gesellschaftlichen Positionierung eingesetzt wird? Hier möchte ich noch einmal betonen, dass ich lediglich einen Umriss um die Begrifflichkeiten bieten und mich nicht auf die bisher genannten Definitionen beschränken möchte. Die Sinnhaftigkeit eines gesellschaftlichen Phänomens, das durch verwobene Strukturen geprägt ist unter wenigen Begriffen zusammenzufassen, ist weder mein Ziel, noch im Rahmen meiner Möglichkeiten. Folgt man hier noch einmal Max Weber, dann sind Begriffe nicht die Abbildungen der objektiven Wirklichkeit, sondern lediglich theoretische Konstruktionen. Dabei ist nicht der Begriff das Ziel, sondern nur ein Mittel zum Zweck der Erkenntnis (vgl. Weber nach Nunner-Winkler 2004: 27). In diesem Fall, wenn generell von Gewalt gesprochen wird, müssen die jeweilig wirkenden Machtstrukturen bedingungslos mitgedacht werden. Die Frage in meiner Arbeit ist, inwieweit Machtdemonstration durch aggressives und gewaltvolles Verhalten stattfindet und welche Strukturen dieses Verhalten wiederum stützt. Oder besser gesagt, welche Form der Erhaltung eines Systems durch solch ein Verhalten erhofft wird. Wie viel Bewusstsein fließt tatsächlich in alltägliche Handlungen ein und wie können diese Denkweisen strukturell aufgebrochen werden?

Für meine Studie habe ich die Begriffe der physischen und verbalen Gewalt in der Umfrage mit Beispielen belegt, um den Teilnehmenden eine grobe Richtung zu geben. Wie dem vorangegangenen Text zu entnehmen ist, wird Gewalt in unterschiedlichsten Formen interpretiert und ich wollte den Teilnehmenden eine offene Möglichkeit bieten. Die Beispiele zur physischen Gewalt waren Spucken, Schubsen, Treten und Schlagen. Hingegen lagen die genannten Beispiele bei verbaler Gewalt bei Beleidigung und Pöbeleien. Auch hier habe ich gezielt interpretativ offene Begriffe gewählt, in der Hoffnung, dass die Teilnehmenden nach eigenem Ermessen ihre Erlebnisse einschätzen können.

Im Folgenden wird auf verschiedenen Ebenen gezeigt, warum Gewalt ein elementarer Bestandteil der Konstruktion von Männlichkeit ist. Im nächsten Kapitel wird der Facettenreichtum dieses Begriffs etwas klarer werden und er wird in verschiedenen interpretativen Varianten auftreten. Der Begriff der Gewalt dient zudem als wichtige Grundlage für die anschließende Studie und wird dabei auch noch einmal einen Blick auf die Alltagsrealität von trans* männlichen/maskulinen Personen richten.

3. Soziale Konstruktion von Männlichkeit

3.1 Rückblick auf die Männlichkeitsforschung

Die Geschichte der Männlichkeitsforschung kann bereits auf einige Jahre zurückblicken. Beginnen möchte ich hier am Anfang des 20. Jahrhunderts. Hier stellte Sigmund Freud, neben seiner psychoanalytischen Theorie zum Ödipuskomplex, zu seiner Zeit recht elementare Thesen auf. Nach Freud ist es eindeutig, dass Sexualität und Geschlecht keinesfalls von Natur gegeben sind, sondern über lang andauernde Prozesse konstruiert sind. Freud hob zudem hervor, dass Männlichkeit nie in „Reinform“ existiere. Freud war von weiblichen Anteilen in der Persönlichkeit des Mannes überzeugt (vgl. Connell 2015: 53 ff.).

Nach Freuds Gedanken und der Entwicklung der Psychoanalyse, erfuhr die Männlichkeitsforschung einen Schub in eine eher konservative Richtung. Psychische Gesundheit und traditionelle Werte und Normen standen im Vordergrund. Nach Freuds anfänglichen Überlegungen, dass alle Menschen bisexuell seien, wurde die Heterosexualität in ihrer Stellung als natürliche Erscheinung gefestigt und Homosexualität wurde als krankhaft eingestuft. Die Psychoanalyse entwickelte sich mehr in eine Richtung eines Normierungsprozesses, welcher Patient_innen in vorgefertigte, traditionelle Muster von Geschlecht und Sexualität zu pressen versuchte (vgl. Connell 2015: 53 ff.).

Wo Freud versuchte die Polarität der Geschlechter aufzuheben, brachte Carl Gustav Jung's Ansatz eher das Gegenteil hervor. Nach Jung gibt es einen Unterschied zwischen einem „Selbst“, das sich durch Interaktion mit dem sozialen Umfeld bildet, und einem „Unterbewussten“, das aus unterdrückten Inhalten des geformten Selbst besteht (Persona vs. Anima). Thematisch ging er von einer männlichen Persona und einer weiblichen, gleichwertigen Anima aus. Das Weibliche werde durch archetypische Frauenbilder geprägt. Die Angst, die aus diesem Konzept entstand, ist jene, dass der moderne Feminismus zu stark an Gewicht gewinnen könnte und damit Männlichkeit unterdrückt wird. Dieser Theorie fehlt jedoch jegliches Verständnis der Komplexität von Geschlecht und sie ist nicht tiefer begründet (vgl. Connell 2015: 57 ff.).

Als Alternative zum Modell der Geschlechterarchetypen entstand das Konzept der Geschlechtsidentität nach Erik Erikson. Erikson galt als einer der einflussreichsten

Psychoanalytiker nach Freud und Jung. Jene Form der geschlechtlichen Identität, eingebettet in die Formung der Ich-Identität, ist die Hauptaufgabe der emotionalen Entwicklung. Der Begriff der Transsexualität tauchte in diesem Zusammenhang erstmals bei Robert Stoller auf. Seinen Untersuchungen zufolge sei Transsexualität eine „deutliche, möglicherweise schädliche Persönlichkeitsstörung“⁵ (vgl. Connell 2015: 59 ff.).

Zu seiner Zeit gab es neben Freud einen weiteren, aus politischer Perspektive noch radikaleren Vertreter der Psychoanalyse. Alfred Adler vertrat die Ansicht, dass es in Familien die Polarität vom Männlichen und dem gegenüber stehend des Weiblichen gibt. Darüber hinaus verknüpfte er hierbei den feministischen Standpunkt, dass das Weibliche aus kultureller Sicht abgewertet und mit Schwäche assoziiert wird. Aufgrund der unterlegenen Rolle gegenüber Erwachsenen, würden Kinder ein Gefühl von Weiblichkeit entwickeln. Laut Adler forme sich im Laufe einer normalen Entwicklung ein Gleichgewicht. Bestehe aber eine Schwäche, sprich, läuft die Entwicklung gestört, führt dies zu einer übertriebenen Betonung von Männlichkeit, welche sich in Aggression und überzogenem Streben nach Erfolg zeigt (vgl. Connell 2015: 61 ff.).

Aus den Kreisen der Frankfurter Schule gingen erste empirische Ergebnisse hervor, die belegten, dass das soziale Umfeld Einfluss auf den „psychosexuellen Charakter“ hat. In den Fallstudien „Mack und Larry“ wurden ökonomische und kulturelle Aspekte in die Studie einbezogen und es wurde zwischen dem „autoritären“ und dem „demokratischen“ Charakter unterschieden. Damit ist deutlich geworden, dass Freuds Theorie rund um den Ödipuskomplex nicht die allgemeine Erklärung für die Entstehung von Männlichkeit sein kann. Auch Freuds Ansatz der Libidotheorie, alles sei determiniert durch den sexuellen Trieb, wurde in Frage gestellt. Das Unbewusste wird ersetzt und die Verfolgung der unterschiedlichsten Bindungen und deren Einfluss auf das Leben eines Menschen rücken in den Vordergrund. Jean Paul Sartre stellte hiermit der empirischen Psychoanalyse die existentielle Psychoanalyse gegenüber (vgl. Connell 2015: 63 ff.).

Dieser kurze Exkurs in eine klinische Sicht zeigt deutlich die Schwierigkeit und den langen Weg, den die Männlichkeitsforschung, nicht zwangsläufig zeitlich gesehen, aber

⁵ Diese Definition aus dem vergangenen Jahrhundert ist bis heute unverändert und wird unter Transsexualismus als Störung der Geschlechtsidentität, im ICD-10 unter dem Schlüssel F 64.0 geführt und dient nach wie vor in der modernen Diagnostik (WHO 2014: 294).

gedanklich, bereits hinter sich hat. Wie an einzelnen Punkten bereits angedeutet, müssen, wenn man Männlichkeit, beziehungsweise Geschlecht oder weitergehend Gender thematisiert, soziale Strukturen und Dynamiken unweigerlich mitgedacht werden. Am besten ist dies mit einem Wechsel der wissenschaftlichen Disziplinen zur Sozialwissenschaft möglich.

Blickt man aus Connells Perspektive auf die Männlichkeitsforschung, fängt man am besten Mitte des vergangenen Jahrhunderts an. Zu dieser Zeit ist das sozialwissenschaftliche Konzept der sozialen Rolle entstanden, aus welcher der Begriff der Geschlechtsrolle hervorging. Seit den 1930er Jahren wurde dies als methodisches Konzept diskutiert und ist seit den 1950ern fest im sozialwissenschaftlichen Fachjargon verankert. Mannsein und Frausein haften allgemeinen Erwartungen an das biologische Geschlecht an, beziehungsweise werden die Geschlechtsrollen als kulturelle Ausformung des biologischen Geschlechts betrachtet. Rollennormen stellen soziale Fakten dar und so sind diese durch soziale Prozesse veränderbar (vgl. Connell 2015: 68 ff.).

In den 1950ern beschrieb Helen Hackers die neue Rolle des Mannes (vgl. Connell 2015:70 ff.). Von ihm werde jetzt nicht mehr nur männliche Stärke, sondern auch Sensibilität gefordert. Trotz dieses anfänglichen scheinbaren Konflikts, sei es positiv eine Geschlechtsrolle zu erlernen. Diese vermeintlichen Werte würden einen Beitrag zur sozialen Beständigkeit, psychischer Gesundheit und Stabilität notwendiger sozialer Funktionen beitragen. Zu dieser Zeit habe der, wie Connell es nennt, akademische Feminismus einen Aufschwung erlebt. Es wurde nun auf politischer Ebene die unterdrückte Rolle der Frau diskutiert. Angestoßen durch diese Stärkung des Feminismus entstanden in den 1970ern in verschiedenen Ländern eine Männerbewegung, aus Angst vor der Stärkung der Frau und damit einhergehender Unterdrückung des Mannes. Aus dieser Bewegung ist die, eher unkritische, „Männerforschung“ entsprungen, die die Rolle des Mannes aus bekannten Stereotypen formt, ohne den Auswirkungen auf die soziale Wirklichkeit besondere Beachtung zu schenken. Eine mögliche Veränderung dieser Rolle wurde von Joseph Pleck als „traditionelle“ gegenüber der „modernen“ männlichen Rolle beschrieben. Auf der einen Seite stehen die progressiven Diskurse über die Machtverhältnisse unter Männern und auf der anderen Seite ist die vermeintliche Unterdrückung des Mannes diskutiert worden, welche mit der Unterdrückung der Frau gleichgesetzt wurde. Zur selben Zeit sind Thesen formuliert worden, die besagten, dass die Rollen von Erwartungen und Normen abhängen und eng mit dem biologischen Geschlecht verknüpft sind. Pleck kritisierte

Anfang der 80er die „Männerrollenidentität“, weil davon ausgegangen wurde, dass eine Konformität von an das Geschlecht gekoppelte Normen abhängt und diese zu einem psychischen Gleichgewicht führt. Nach Pleck lähmt die normative Geschlechtsrollentheorie den sozialen Wandel. Plecks Ansicht nach sollten Rollennormen unter bestimmten Umständen veränderbar sein (vgl. Connell 2015: 70 ff.). „Das Konzept der Geschlechterrollenidentität hält das Individuum, das die traditionelle Rollennormen verletzt, davon ab, sie in Frage zu stellen; stattdessen fühlen sie sich persönlich unzureichend und verunsichert“ (Pleck 1981: 160). Connell beschreibt die Rollentheorie als logisch uneindeutig. Durch das vorgeordnete soziale Verhalten und wechselseitige Erwartungszwänge mache es das Konzept der „Rolle“ für soziale Analysen unbrauchbar. Zumindest soweit es sich um geschlechtsbezogene Interaktionen handelt. Handelt es sich zum Beispiel um klare Adressat_innen des Verhaltens, wäre dies für das Verständnis sozialer Strukturen brauchbar.

In der Geschlechtsrollentheorie wird Handeln (die Inszenierung einer Rolle) auf eine Struktur bezogen, die auf biologischen Unterschieden – der Unterscheidung in männlich und weiblich – statt auf sozialen Beziehungen beruht. Die Gleichsetzung von Geschlechtsunterschieden mit Geschlechtsrollen führt zu einem Kategoriedenken, dem Geschlecht auf zwei homogene Kategorien reduziert wird. Geschlechtsrollen sind als komplementär definiert und Polarisierung ist ein notwendiger Teil des Konzepts. Dies führt zu eine [sic!] Fehlinterpretation der sozialen Realität, die Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden übertrieben wahrgenommen, während man Strukturen anderer Art, wie Rasse, Klasse oder Sexualität vernachlässigt. Es ist bezeichnend, dass man, wenn es um die „Männerrolle“ geht, kaum von schwulen Männern spricht und auch Rassenaspekte weitgehend unberücksichtigt bleiben. (Connell 2015: 74)

Gibt man der Betrachtung eine stärkere politische Note, ist zum Beispiel der Begriff der Homophobie in den 1970ern durch die Schwulenbewegung geprägt worden. Homophobie sei nicht bloß eine Einstellung, es ist viel mehr ein durch Diskriminierung und Kriminalisierung gekennzeichnetes System, das von der Schwulenbewegung als „Unterdrückung“ bezeichnet wurde. Zur selben Zeit und mit dem selben Konzept – der Unterdrückung – prägte die Frauenbewegung den Begriff des Patriarchats. Gekennzeichnet ist dies durch den Einfluss der Männer auf Politik, Medien und Unternehmen, durch bessere Arbeitsverhältnisse der Männer, höhere Löhne und durch die Vertretung der Ideologie, die Frauen dazu zwingen würde, zu Hause zu bleiben. Das Patriarchat ist somit ein System der Geschlechterdominanz (vgl. Connell 2015: 89 ff.). „Die schwule und die feministische Theorie teilen eine Wahrnehmung der vorherrschenden Männlichkeit (zumindest in den Industrieländern), die grundsätzlich an Macht geknüpft ist, zu Dominanz neigt und wegen der Machtverteilung kaum empfänglich für Veränderung ist“ (Connell 2015: 92).

Die Frage, die sich nun an diesem Punkt stellt, lautet: lässt sich der Begriff der

Männlichkeit überhaupt so einfach zusammenfassen? Der vorangegangene Einblick in die Geschichte der Männlichkeitsforschung öffnet faktisch zwei Türen, die Biologische und Sozialwissenschaftliche. Erhält man aufgrund eines bestimmten Chromosomensatzes, eines Penis und dem Hormon Testosteron das Prädikat männlich? Oder was ist in diesem Prozess notwendig? Das folgende Kapitel wird diese beiden Sichtweisen beleuchten.

3.2 Der biologische Mann

Wie der Rückblick auf die bereits bestehende Männlichkeitsforschung zeigt, wird Geschlecht und die Rolle eines Menschen in der Gesellschaft von unterschiedlichen Aspekten geprägt und muss aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden. In diesem nun folgenden Kapitel lege ich den Fokus auf die Konstruktion von Männlichkeit aus biologischer Perspektive. Dieses Kapitel kritisiert die biologistische Ansicht der Existenz einer binären Ordnung.

Es stehen sich in diesem dichotomen System der Geschlechter der Mann und die Frau gegenüber. Was in der Biologie aufgrund körperlicher Merkmale als eindeutig deklariert ist, wird von Seite der Sozialwissenschaften stark kritisiert. Aus biologisch-medizinischer Perspektive folgt auf Kritik meist das *Totschlagargument* der physischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Es scheint ein Ding der Unmöglichkeit, diese beiden wissenschaftlichen Disziplinen ohne größere Konflikte auf der Ebene *Geschlecht* miteinander zu verbinden.

Ein Mann, so die biologische Sicht, besitzt die biologische Konstitution für männliche Gonaden (Hoden) mit männlichen Gameten (Spermien), primäre Geschlechtsmerkmale (Penis und Skrotum) sowie (ab der Pubertät) sekundäre Geschlechtsmerkmale (Bartwuchs, Stimmbruch, Physis). Die Biologie des Mannes ist somit eine Biologie der Fortpflanzung und basiert auf der verbreiteten Annahme, dass die Paarung 'XY' in den Geschlechtschromosomen im Zusammenspiel mit dem Geschlechtshormon Testosteron die Definitionsmerkmale des Mannes bedingen. (Streuli 2014: 13)

Bereits seit der Antike kursiert die Annahme, dass das männliche Genital ein nach außen gestülptes weibliches Genital ist. Die männliche Biologie bilde sich aus einer vorerst nicht festgelegten „pluripotenten Vorstufe“ - dem Genitalhöcker. Dominierende Hormone und Gene führen zur männlichen Ausprägung. Nach der Entdeckung der Chromosomenkombinationen „XX“ und „XY“ ging man davon aus, dass diese für die unterschiedlichen Ausprägungen verantwortlich sind. Weitere Forschung zeigt jedoch, dass die Entwicklung des Mannes nicht vom XY-Chromosom abhängt, sondern eine weitere, komplexere Kombination verschiedener Gene ist, die nicht von den

Geschlechtschromosomen beeinflusst sind (vgl. Streuli 2014: 18).

Die fehlende Thematisierung von Abweichungen in Form der Intersexualität, beziehungsweise der Schaffung des „anderen“ führt zu einer Stigmatisierung als krankhaft. Die Ursachen, warum eines aus 5000⁶ Kindern mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen auf die Welt kommt, seien weitestgehend ungeklärt. Streuli führt weiter an, dass auf dem Weg von der Genitalfurche zum fertigen Geschlechtsorgan mindestens 1000 Gene beteiligt seien, die zu unterschiedlichsten, individuellen Kombinationen führten. Konträr zur permanenten Individualisierung jedes Menschen, zum Beispiel die Einmaligkeit durch den Fingerabdruck, wird beim Geschlecht hingegen den einfach erkennbaren Merkmalen – Klitoris oder Penis – der Vorrang gegeben.

Die Definition von Mann und Frau schafft eine bedingte Klarheit in einer höchst unklaren Sachlage. Sie lenkt den Blick auf einen bestimmten Vorgang, nämlich die Fortpflanzung, und auf ein bestimmtes, für diesen Vorgang wichtiges Merkmal, das Genital. Dadurch wird die Einteilung in Mann und Frau dem Mensch als kategorisiertes Wesen [...] einverleibt und allgemein. (Streuli 2014: 19)

Weiter beschreibt Streuli, dass die Differenz bei den Hormonen Östrogen und Testosteron lediglich bei einem Enzym liegen. Deswegen könnten Männer zum Beispiel, je nach Fettanteil und Ernährung, eher weibliche Merkmale, wie Brüste, ausbilden (vgl. Streuli 2014: 20).

Die Frage, die an dieser Stelle aufkommt, ist, warum die Biologie alles immer bis ins Detail zu erforschen und erklären versucht, sich jedoch in diesem Feld, das deutlich mehr als zwei Optionen zeigt, als eher dogmatisch zeigt. Aus biologischer Perspektive konstituiert die Grundannahme, beziehungsweise die Unterscheidung in ausschließlich zwei Möglichkeiten – weiblich und männlich – ein System von Richtig und Falsch. Ebenso determiniert dieses System wie diese beiden Möglichkeiten auszusehen haben. Dabei wird aber die unterschiedliche Erscheinung eines jeden Menschen außer Acht gelassen, beziehungsweise in der Unterteilung in männlich oder weiblich werden Unterschiede wie zum Beispiel die Stärke des Bartwuchses, die Größe der Brust, die Länge des Penis, die Formung der Statur und so weiter außer Acht gelassen. Dies kann allerdings Einfluss darauf haben, wer als *richtiger Mann* gilt und wer nicht. Dazu aber im späteren Verlauf mehr.

⁶ Folgt man den Angaben von zwischen-geschlecht.org, einer Schweizer Organisation, die sich für die Belange intersexueller Menschen einsetzt, ist diese Zahl weitaus höher und es kommt etwa jedes 1000. Kind mit "uneindeutigen", "atypischen" oder "auffälligen" körperlichen Geschlechtsmerkmalen auf die Welt (zwischen-geschlecht.org 2015).

Hierbei kann weiter gefragt werden, wem diese Aufrechterhaltung dient und warum Abweichungen nicht als mögliche Variationen anerkannt werden, sondern versucht wird, andere Erscheinungsformen zwanghaft dem binären System anzupassen. Zudem stellt sich die Frage: inwieweit diese unzähligen Kombinationen, oder auch das Zusammenspiel der unterschiedlichsten Gene, Einfluss auf die Entstehung der sozialen Person hat? Wenn davon ausgegangen wird, dass jeder Mensch in seiner Komposition der Gene einzigartig ist, wie kommt es dann zu stereotypem Verhalten? Weiter noch, wie funktioniert es, dass aus einem unendlichen Repertoire alles auf ausschließlich zwei Möglichkeiten reduziert wird und diese als entweder typisch weiblich oder typisch männlich deklariert werden? Oder ist es dem Zufall geschuldet, dass ausgerechnet Personen mit der Chromosomenkombination „XY“ die stereotypen Verhaltensweisen von Männern aufzeigen? Die Antworten auf diese Fragen bleiben seitens der Biologie offen. An dieser Stelle möchte ich Judith Butlers Idee der „intelligiblen Geschlechtsidentität“ erwähnen. „Intelligible Geschlechtsidentitäten sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten“ (Butler 2012: 38).

Die Biologie zeigt sich hier, geleitet von Vorannahmen, die zum Gesetz werden, als unflexibel. Auftretende Merkmale werden verallgemeinert und erhalten eine normierende Interpretation. Butlers Ansatz zur „Intelligiblen Geschlechtsidentität“ bezieht sich auf Verhaltensweisen, die die inhaltliche Bedeutung der Biologie prägen. Wie bereits angemerkt, werden Abweichungen meist als krankhaft „abgestempelt“. Butler nennt Verhaltensweisen, die jenseits „der Normen der kulturellen Intelligibilität“ in Erscheinung treten, „Entwicklungsstörungen“ oder „logische Unmöglichkeiten“ (Butler 2012: 39).

Vorab existierende Normen beeinflussen die Entwicklung eines Körpers. Schaut man hierbei zum Beispiel auf das Bewegungs- und Essverhalten bei heranwachsenden Jugendlichen, wird dies deutlich. Das als typisch weiblich geltende Essverhalten, welches eher aus Diätprodukten und Salat besteht, steht dem männlichen Ernährungstyp gegenüber, der sich von fett- und proteinhaltigen Lebensmitteln ernährt. Bei dem männlichen Ernährungsstil, gepaart mit muskelaufbauendem Sport, ist es nicht verwunderlich, dass demnach weibliche Jugendliche „tendenziell eher kleiner, schwächer und zerbrechlicher“ erscheinen (vgl. Baur/Luedtke 2008: 18).

Die Kritik, die ich an diesem Punkt an der Biologie üben möchte, liegt darin begründet, dass aus meiner Perspektive die Kategorisierung in *nur* zwei Gruppen, aufgrund der oben aufgeführten Gründen, nicht möglich ist. Es gibt sichtbare Unterschiede und unfassbar viele Variationen, wie Menschen in Erscheinung treten können. In einigen Fällen gibt es höhere Wahrscheinlichkeiten, dass bestimmte Merkmale mit anderen einhergehen. Jedoch dies auf zwei Muster zu beschränken und dadurch einen Normierungsprozess zu gestalten, ist weder objektiv, noch wissenschaftlich haltbar. Die Biologie, auch wenn sie womöglich bereits vorgibt dies zu tun, muss sich noch weiter öffnen und Variationen, ohne diese als krankhaft zu stigmatisieren, zulassen. Durch diesen binären Normierungsprozess werden kulturelle Gesetze geschaffen, die unterschiedliche gesellschaftliche Voraussetzungen hervorbringen und eine persönliche Entwicklung vorab (teils negativ) prägen.

Im weiteren Verlauf werde ich mich mit dem sozialen Prozess des *Mann-Werdens* beschäftigen und aufzeigen, wie nach der Geburt eines Menschen das individuelle Potential durch die Gesellschaft unterbunden wird und die damit einhergehende Sozialisation eines Menschen stattfindet. Weiter wird der Frage nachgegangen, welche sozialen Konsequenzen Individuen erfahren, die nicht der Norm des typischen Mannes entsprechen und welche möglichen Sanktionen seitens der Gesellschaft das mit sich zieht.

3.3 Soziale Konstruktion von Männlichkeit in Abgrenzung zum Körper

Auch wenn dies immer wieder gerne behauptet wird, zeigt die biologische Perspektive, dass es gar nicht *den* typischen Mann geben kann. Die Darstellung arbeitet jedoch in Richtung einer festgesetzten Norm und weicht von dieser Position nur schwerlich ab. Kann es denn dann den *richtigen Mann* als sozialen Charakter überhaupt geben? Ist das Verhalten ein Resultat aus einer „natürlichen Männlichkeit“ oder ist dieses Verhalten anerzogen? Was macht Männlichkeit aus und gibt es überhaupt die Chance, dies losgelöst vom Körper zu betrachten?

Raewyn Connell greift diese von der Biologie konstruierten Unterschiede in ihrem Buch ebenfalls auf. Connell widerspricht der biologisch-reduktionistischen Theorie von Männlichkeit. Sie spricht davon, dass es zu einer „journalistischen Selbstverständlichkeit“ geworden ist, von einer hormonell bedingten Männlichkeit, wie

auch von der Unterschiedlichkeit der Gehirnstrukturen bei Geschlechtern zu sprechen. Die von der Soziobiologie konstruierte natürliche Männlichkeit sei eine Fiktion und in Bereichen wie der Intelligenz, dem Temperament und anderer Persönlichkeitseigenschaften zeigten sich keine messbaren Unterschiede. Weiter sagt Connell, blicke man zurück auf historische und kulturübergreifende Mannigfaltigkeit von Geschlecht, so könnte die biologische Determination nicht auf empirischen Beweisen gründen (vgl. Connell 2015: 96 ff.).

Connell geht noch einen Schritt weiter und stellt die Semiotik des Körpers als „Anti-These“ der Soziobiologie gegenüber. „Statt soziale Arrangements als Folge der Körper-Maschine zu betrachten, wird der Körper zum Schauplatz sozialer Determinierung“ (Connell 2015: 101). Connell kritisiert diesen Ansatz, da dem Bezeichnenden zu viel Aufmerksamkeit geschenkt wird und das Bezeichnete fast verloren geht. Nach Connells Ansicht ist die biologische Determinierung sowie der soziale Determinismus zu kritisieren. Demnach kann eine Mischung aus beiden – ein Kompromiss – höchst unwahrscheinlich richtig sein. Der soziale Prozess kann in der Tat körperliche Unterschiede produzieren, aber ihrer Meinung nach taugt die Kombination zwischen biologischer und sozialer Determination nicht als Basis für eine Erklärung von Geschlecht. Ignorieren darf man den kulturellen Charakter und den Körper im Bezug zu Geschlecht jedoch nicht. Man kann dem Körper nicht entrinne, wenn es um Konstruktion von Männlichkeit geht. Nur weil man sich diesem nicht entziehen kann, hieße das aber nicht, dass es unveränderbar sei (vgl. Connell 2015: 107).

Connell betont die Wichtigkeit der aktiven Mitwirkung (agency) von Körpern in sozialen Prozessen. Körper seien als Teilnehmer am sozialen Geschehen zu begreifen, die den Verlauf von sozialem Verhalten mitbestimmen. Sie nennt dies körperreflexive Praxis. „Wenn Körper sowohl Objekte als auch Agenten der Praxis sind, und aus der Praxis wiederum die Strukturen entstehen, innerhalb derer die Körper definiert und angepasst werden, haben wir es mit einem Muster zu tun, das von der derzeitigen sozialen Theorie erfasst wird. Dieses Muster könnte man körperreflexive Praxis nennen“ (Connell 2015: 113). Körperreflexive Praxen sind keine Vorgänge im Inneren des Individuums, sondern sie umfassen soziale Beziehungen, Symbole und Institutionen. Connell spricht von verschiedenen Versionen von Männlichkeit, die prozesshaft konstituiert werden. Durch körperreflexive Praxis wird mehr als nur individuelles Leben geformt, es entsteht daraus eine soziale Welt. Dieses Soziale hat seine eigene Realität und diese geformten Strukturen haben historisches Gewicht und Stabilität (vgl. Connell 2015: 116).

Pierre Bourdieu greift in seinem Werk „Die männliche Herrschaft“ einen ähnlichen Gedanken auf. Bourdieu sagt, dass das gesellschaftliche Deutungsprinzip den körperlichen Unterschied konstruiert und diese Konstruktion wird dann zu etwas Natürlichem. Bourdieu führt dies noch weiter und nutzt diesen Ansatz als Kritik der unhinterfragten männlichen Herrschaft.

Die soziale Welt konstruiert den Körper als geschlechtliche Tatsache und als Depositorium von vergeschlechtlichten Interpretations- und Einteilungsprinzipien. Dieses inkorporierte soziale Programm einer verkörperten Wahrnehmung wird auf alle Dinge der Welt und in erster Linie auf den Körper selbst in seiner biologischen Wirklichkeit angewandt. Es konstruiert den Unterschied zwischen den biologischen Geschlechtern gemäß den Prinzipien einer mythischen Weltsicht, die in der willkürlichen Beziehung der Herrschaft der Männer über Frauen wurzelt, die mit der Arbeitsteilung ihrerseits zur Wirklichkeit der sozialen Ordnung gehört. Der biologische Unterschied zwischen den Geschlechtern (sexes), d.h. zwischen den männlichen und weiblichen Körpern, und insbesondere der anatomische Unterschied zwischen den Geschlechtsorganen, kann so als die natürliche Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern (genres) und insbesondere der geschlechtlichen Arbeitsteilung erscheinen. (Bourdieu 2013: 22/23)

Durch diesen Ansatz werden Herrschaftsverhältnisse legitimiert, indem diese durch eine naturalisierte gesellschaftliche Konstruktion in die Biologie einfließen. Weiter noch, Geschlechter existieren nur in Relation zum anderen. Dieser anatomisch und subjektlose Effekt der physischen und sozialen Ordnung organisiert sich nach dem androzentristischen Prinzip der Einteilung. Diese Einteilung dient der Konstitution der Gesellschaft. Es werden sich die männliche und weibliche Form des Körpers gegenübergestellt und weitergreifend findet eine permanente Einteilung statt. Alle Gegenstände der Welt und Praktiken münden in der Unterscheidung von männlich und weiblich. Dies meint, dass bestimmte Dinge als typisch männlich oder weiblich gelten, beziehungsweise Gegenstände einen geschlechtlichen Bezug bekommen. Durch das Herrschaftsverhältnis und die Dominanz der Männlichkeit führt dies zu niederen Praktiken, beziehungsweise negativer Konnotation von Dingen, die als weiblich gelten. Zum Beispiel äußert sich dies in Arbeiten, die im Verborgenen oder in einer gekrümmten Körperhaltung stattfinden (vgl. Bourdieu 2013: 44 ff.).

Zu diesem Punkt fügt auch Connell hinzu, dass in der semiotischen Gegenüberstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit, Männlichkeit der Ort der symbolischen Autorität ist und Weiblichkeit symbolisch durch Mängel definiert und somit abgewertet wird. Connell verweist auf die Abgrenzung der Begriffe. Man könne nicht einfach nur von *Männern* und *Frauen* sprechen. *Männlich* und *weiblich* dienen zusätzlich zu der biologischen Unterscheidung als Beschreibungen wie sich Männer und Frauen jeweils untereinander unterscheiden. Der normative Ansatz sei hier der Versuch Männlichkeit so zu beschreiben wie Männer sein sollten. Dem normativen Ansatz schreibt Connell zu,

gegenüber dem semiotischen Ansatz, willkürlich zu sein. Sie sagt, dass es außerhalb des Systems der Geschlechterbeziehungen so etwas wie Männlichkeit gar nicht gebe (vgl. Connell 2015: 122 ff.). Unterdessen versucht Connell Männlichkeit wie folgt zu bündeln:

Statt zu versuchen, Männlichkeit als ein Objekt zu definieren (ein natürlicher Charakterzug, ein Verhaltensdurchschnitt, eine Norm), sollten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Prozesse und Beziehungen richten, die Männer und Frauen ein vergeschlechtliches Leben führen lassen. 'Männlichkeit' ist – soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur. (Connell 2015: 124)

Zusammengefasst wird hier der Einfluss deutlich, den der Körper und die dadurch transportierte Nachricht im sozialen Gefüge haben. Bestimmte körperliche Eigenschaften gewähren auf der einen Seite und versperren auf der anderen Seite einem Individuum den Zugang zu gewissen gesellschaftlichen Positionen. „Wie man sieht, ist die Männlichkeit ein eminent relationaler Begriff, der vor und für die anderen Männer und gegen die Weiblichkeit konstruiert ist [...]“ (Bourdieu 2013: 96).

Dass Männlichkeit in Abgrenzung zu Weiblichkeit definiert ist, ist eine Seite. Aber auch innerhalb von Gruppen von Männern wird (unter anderem durch Körper) ein System der Hierarchie konstruiert. Unterschiedliche Eigenschaften und Merkmale dienen dazu, zu bestimmen, wer als männlich gilt und wer nicht. Entgegen dem *richtig Männlichen* (auf körperlicher Ebene: Größe, Körperbau, Behaarung, Tiefe der Stimme und zum Beispiel die Größe des Penis) werden Abweichungen als negativ und als Schwäche markiert oder weitergreifend als Verweiblichung dargestellt. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit diesen Unterschieden innerhalb von Gruppen von Männern und der Theorie der Hegemonialen Männlichkeit.

3.4 Hegemoniale Männlichkeit

Die im Vorigen Absatz angesprochenen Differenzen innerhalb männlicher Gruppen spiegeln sich nicht nur in der Erscheinung der Körper wieder. Es müssten in diesem Kontext „Geschlecht, Rasse und Klasse“ (Connell 2015: 129), aber auch Sexualität und Gender in verschiedenen Kombinationen einander gegenüber gestellt werden und mitgedacht werden. Connell prägte hierzu den Begriff der Hegemonialen Männlichkeit. Bei dem Konzept der Hegemonie stützt sich Connell auf die Definition von Antonio Gramsci. Dieser Definition zu Folge bezieht sich Hegemonie auf die gesellschaftliche Dynamik, die dafür sorgt, dass eine Gruppe eine gesellschaftlich führende Position

einnehmen und aufrechterhalten kann. In Kombination mit Männlichkeit entsteht dann folgendes Bild:

Zu jeder Zeit wird eine Form von Männlichkeit im Gegensatz zu den anderen kulturell herausgehoben. Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll). (Connell 2015: 130)

Connell betont dabei, dass es sich hierbei nur um eine *derzeitig* akzeptierte Strategie handelt. Hegemoniale Männlichkeit sei kein starrer, über die Zeit unveränderlicher Charakter. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass neue Gruppen, die alten, bestehenden Gruppen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren können. Hegemonie basiert auf Unterordnung, beziehungsweise auf kultureller Dominanz in der Gesellschaft. Wie bereits angesprochen, werden innerhalb dieses Systems Unterschiede und Merkmale konstruiert, die entweder zur Unterordnung oder Dominanz zwischen Gruppen von Männern führen. Connell beschreibt die in der heutigen Zeit in der westlichen Gesellschaft herrschende Dominanz der heterosexuellen Männer und die Unterordnung der homosexuellen⁷ Männer. Durch diese Unterdrückung werden schwule Männlichkeiten an das unterste Ende der Geschlechterhierarchie gedrängt (vgl. Connell 2015: 131 ff.).

Selbst aber auch innerhalb des Systems der schwulen Community zeichnet sich ein hierarchisches Bild ab. Als männlich gilt, wer sich auch so verhält, präsentiert und sich an den Standards der heterosexuellen Welt misst. Um dies zu erkennen, muss man für diesen Zweck nur einen Blick in die schwule Onlinewelt von Grindr, Gayromeo, Scruff und Co. werfen. Dort stolpert man nicht selten über Kommentare wie „keine Fems“, „maskulin für maskulin“, „keine Handtaschenträger“ oder „nur für richtige Kerle“ auf den Profilen der Plattformnutzer. Als wünschenswert scheint eine männliche Idealvorstellung vom muskulösen, stark behaarten, großen Mann zu dominieren. Auch Connell beschreibt diese Entwicklung in ihrem Buch, dass sich der schwule Mann von tuntig-effeminiert zu eher männlich-hart entwickelt. Durch die Verbreitung der queeren Szene wird dies jedoch immer wieder aufgebrochen (vgl. Connell 2015: 90). In Anbetracht der gesellschaftlichen Konsequenzen für homosexuelle Männer, die von Diskriminierung im Alltag und Beruf, über Kriminalisierung, bis hin zu Mord reichen, ist es kaum

⁷ Die im Folgenden angesprochenen homosexuellen Männer, beziehungsweise Schwulen, denken weitere nicht normative Lebensweisen grundsätzlich mit. Diese werden im einzelnen aber nicht extra benannt.

verwunderlich, dass innerhalb der schwulen Szene Begriffe wie „straight-acting“ oder „heterolike“ als positive Attribute und Selbstbezeichnung verwendet werden. Es soll um jeden Preis verhindert werden, ob bewusst oder unbewusst, als schwul gelesen zu werden, um damit eine gesellschaftliche Herabsetzung zu vermeiden.

Bourdieu führt die Sache noch etwas weiter und macht den Unterschied zwischen dem aktiven und passiven Part bei sexuellen Praktiken unter Männern deutlich. Historisch betrachtet würde passive Penetration bei Männern mit einem symbolischen Macht- und Autoritätsverzicht gleich kommen. Bourdieu sagt hierzu im Bezug zu Sexualität, was aber auch auf andere gesellschaftliche Bereiche übertragen werden könnte: „In dieser Sexualität und Macht miteinander verbindenden Perspektive wird klar, warum es die schlimmste Demütigung für einen Mann ist, zur Frau gemacht zu werden“ (Bourdieu 2013: 42). Die deutliche Ablehnung homosexueller Männer seitens der Gesellschaft, aber insbesondere seitens der heterosexuellen Männer, mündet nicht selten in einer Feminisierung der schwulen Männer. Diese Diffamierung als weiblich dient wiederum dazu die Stellung innerhalb der Gruppe auszuhandeln.

Nur weil man sich anders als heterosexuell verortet, heißt das aber nicht, dass man als Mann nicht von der Vorherrschaft der Männer profitieren kann. Nur ein kleiner Bruchteil aller Männer entspricht auf allen Ebenen dem Idealbild der Männer. Als Komplizenhaft beschreibt Connell „in diesem Sinne Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen.“ (Connell 2015: 133).

Als marginalisiert beschreibt Connell jene Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen. Marginalisierung entsteht immer in Relation zur Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominierenden Gruppe. So könne, zum Beispiel, ein Schwarzer⁸ Sportler in den USA als Vorbild der hegemonialen Männlichkeit dienen, dies wirke sich jedoch nicht generell auf die soziale Stellung Schwarzer Menschen in der Gesellschaft aus. Das Zusammenspiel aus Hegemonie, Dominanz/Unterwerfung und Komplizenschaft einerseits und Marginalisierung und Ermächtigung andererseits dienen zum besseren Verständnis von

⁸ Schwarz wird im Folgenden immer groß geschrieben. Schwarz ist eine selbstgewählte, politische Bezeichnung. Diese soll nicht auf ein biologisches Merkmal verweisen, sondern steht viel mehr für eine politische Realität, sowie Identität. Weiß hingegen wird als Adjektiv klein geschrieben, da es sich nicht um einen empowernden Begriff aus einer Widerstandsbewegung handelt (Sow 2009: 19)

Männlichkeit. Sie betont noch einmal, dass sich die Theorie situationsbedingt nur an Handlungsmustern bedient, die durchaus veränderbar sind (vgl. Connell 2015: 133 ff.).

In der aktuellen Neuauflage Connells Werk „Der gemachte Mann“ spricht sie die Veränderung der vergangenen Jahre an und öffnet sich, aufgrund der veränderten Geschlechtertheorie, einem Überdenken ihres Konzepts der hegemonialen Männlichkeit. Man müsse, um Männlichkeit im Weltmaßstab zu verstehen, auch globale Zusammenhänge erfassen. In dieser Hinsicht muss man begreifen, dass internationale Beziehungen vergeschlechtlicht sind und diese Beziehungen, sowohl Welthandel, als auch globale Märkte schon immer „Arenen der Geschlechterpolitik“ darstellten (vgl. Connell 2015: 36 ff.).

Diese angesprochenen globalen Zusammenhänge sind von unseren alltäglichen Handlungen geleitet und anhand des Beispiels, des sportlichen Wettkampfes unter Männern, werde ich dieses zu erklären versuchen.

3.5 Männlichkeit und der stetige Wettkampf

Der Wettkampf unter Männern ist ein traditionelles Instrument Männlichkeit herzustellen und Hierarchien auszufeuchten. Diese Tradition hat bis heute in vielerlei Hinsicht eine große Bedeutung. In Form von sportlichen Ereignissen, aber durchaus auch durch teils gefährliche körperliche Auseinandersetzungen, wird die männliche Ehre verteidigt.

Michael Meusers These ist, dass der männliche Wettkampf ein zentrales Mittel der männlichen Sozialisation ist. Dieser Wettkampf dient nicht nur einer Trennung innerhalb der Männer, sondern paradoxerweise auch einer Vergemeinschaftung. Meuser bezieht sich hierbei auf Bourdieu, der sagte, dass sich der männliche Habitus nur in einem für Männer vorbehaltenen Raum in ernstesten Spielen des Wettbewerbs konstruiert. Bourdieu bezeichnet die Männer, die sich in diesem Wettbewerb gegenüber stehen als „Partner-Gegner“ (Bourdieu nach Meuser 2008: 34). Nicht nur Frauen wird der Zutritt zu dieser Welt verweigert, sondern auch Männern, die nicht dem Ideal entsprechen und als niedere Männer angesehen werden (vgl. Meuser 2008: 33 ff.).

Bereits im Kindes- und Jugendalter beginnend, wird über einen körperlichen Kräftevergleich unter Jungen der Stand hergestellt und immer wieder gefestigt. Dieser Zustand muss situativ, nach dem Prinzip des doing-gender immer wieder bestätigt werden. Mit adoleszentelem Risikohandeln meint Meuser ein Verhalten, dass die eigene

körperliche Schädigung in Kauf nimmt. Studien zu Folge sei dieses Phänomen deutlich höher bei männlichen Jugendlichen, als bei weiblichen zu finden. Dieses Verhalten findet nicht nur in ernsten Kämpfen, sondern auch in Form von „Spaßprügeln“ und zum Beispiel dem Pogo-Tanzen (ein aggressiver Tanzstil, bei dem sich absichtlich geschubst wird) statt (vgl. Meuser 2008: 36 ff.). Meuser sagt

Die jungen Männer sind einerseits ständig gefordert, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen – insofern ist ihre Männlichkeit fragil -, sie wissen aber andererseits und werden darin durch die Gruppe bestärkt, was sie tun müssen, um sich als Mann zu beweisen – insofern gibt es eine habituelle Sicherheit. Es sind die ernsten Spiele des Wettbewerbs, in denen Männlichkeit sich formt, und die homosoziale Gemeinschaft sorgt dafür, dass die Spielregeln in das inkorporierte Geschlechtswissen der männlichen Akteure eingehen. (Meuser 2008: 38)

Diese im jungen Alter gelernten Spielregeln haben eine Wirkung auf zukünftiges Handeln. Die riskanten Wettbewerbsspiele, die sich nach Meuser eher auf das adoleszente Alter beschränken, haben meist Wirkung auf das Verhalten nach diesem Lebensabschnitt. So ist es nicht verwunderlich, dass Frauen es seltener, bei gleicher Qualifikation, in die Führungsebenen schaffen. Der Zugang sei generell schwieriger, aber Frauen lehnen zusätzlich die Beteiligung an den Rennen um diese Posten ab, da sie es nicht in dem Maße gelernt haben einen Wettbewerb zu genießen, wie ihre männlichen Konkurrenten (vgl. Meuser 2008: 42).

Die männliche Dominanz ist auch in der Sportwelt keine unbekannte Tatsache. Übertragen auf die sportliche Ebene wird dieser Wettkampf, der zum Teil auf Gewalt basiert, „in geregelter und pazifizierter Reinform ausgeübt werden“ (Baur/Luedtke 2008: 18). Auch hier wird Maskulinität als performative Praxis des Sports stets in Abgrenzung zu Weiblichkeit konstruiert. Sandra Günter bezieht sich hierbei auf Judith Butler, die sagt, dass insbesondere Athleten permanent ihre Männlichkeit neu herstellen müssen, da dies kein grundlegender Bestandteil eines Mannes ist und im Prinzip nie vollständig erreicht werden kann (vgl. Butler nach Günter 2014: 87).

Betrachtet man hier zum Beispiel den deutschen Leichtathleten Robert Harting, der in den vergangenen Jahren die großen Wettbewerbe im Diskus Werfen gewonnen hat. Er hat es zu seinem Markenzeichen gemacht, sich nach einem gewonnenen Wettkampf sein Trikot vom Leib zu reißen und seinen muskulösen Körper, gepaart mit einer verzerrt-kämpferischen Mimik, der Welt zu präsentieren. Der gewonnene sportliche Wettbewerb ist nicht genug. Er wird vereint mit einem zur Schau stellen des Körpers, um auch hier

Anerkennung für die harte Arbeit zu erhalten⁹. Was hier medial zelebriert wird, wäre bei einer weiblichen Sportlerin undenkbar. Dafür gibt es zwei mögliche Gründe. Zum einen gilt der weibliche Körper, welches ein weiteres Merkmal der Unterdrückung ist, nicht als in gleicher Form ansehnlich, wie der männliche Körper. Darüber hinaus erfährt der weibliche Körper eine gänzlich andere Form von Sexualisierung, als der männliche Körper und soll deswegen nicht öffentlich gezeigt werden. Selbst wenn eine Sportlerin sich körperlich dem annähert, was als männlich gilt, geht das nicht mit selbiger Anerkennung einher. Das Beispiel der südafrikanischen Mittelstreckenläuferin Mokgadi Caster Semenya hat dies bestätigt. Aufgrund ihres sehr muskulösen Körperbaus und einer enormen Leistungssteigerung binnen eines Jahres, kamen in der Leichtathletikwelt erhebliche Zweifel auf, dass es sich hierbei um eine *richtige Frau* handle. Es wurden Vermutungen aufgestellt, Caster Semenya könnte intersexuell sein und von offizieller Seite wurden, trotz massiver Kritik, Tests angeordnet, die ihre weibliche Geschlechtszugehörigkeit belegen sollten. Die Testergebnisse wurden nie veröffentlicht, jedoch darf Caster Semenya nun offiziell unter den weiblichen Athletinnen starten (Hummel 2010). Dies ist nun wieder einmal mehr der Beweis dafür, dass ein Körper, der nicht der Norm entspricht, ein ganzes System ins Wanken bringt. Es ist vorab determiniert, dass Frauen nicht (zumindest auf natürlichem Wege) das gleiche Ziel erreichen können, wie ihre männlichen Mitstreiter.

Vergleicht man diese beiden Fälle miteinander, wird ersichtlich welche Relevanz der sportliche Wettkampf auf die Konstruktion von Männlichkeit hat. Dass nicht nur im Wettkampf die Männer dominieren, zeigt sich auch im Blick auf die Struktur der sportlichen Verbände. In den oberen Rängen sind nur männliche Vertreter zu finden. Schaut man sich neben diesem Aspekt an, wer bei den sportlichen Großereignissen, wie zum Beispiel der Fußball Europa- oder Weltmeisterschaft im Zuschauer_innenraum sitzt, dem wird bewusst, welchen Einfluss das sportliche Geschehen auf die Politik-, Finanz- und Wirtschaftswelt hat. Ein Shakehands von hochrangigen Politiker_innen und wirtschaftlichen Funktionär_innen. Dieser Schauplatz moderner Politik ist ein Teil eines sich selbst erhaltenden Systems aus männlicher Dominanz und Macht.

⁹ Was in der Leichtathletik noch erlaubt ist, wird seit 2004 im Fußball mit der gelben Karte bestraft (FIFA 2004). Dies hält die männlichen Fußballer jedoch nicht davon ab, sich beim Torjubel des Trikots zu entledigen. Man könnte meinen, der bewusste Regelverstoß spornt die Spieler noch an, um zusätzlich zur Demonstration des Körpers, die Anerkennung für nicht regelkonformes Verhalten von den Mitspielern (oder auch den Zuschauer_innen) zu bekommen.

Im folgenden Abschnitt werde ich mich zuletzt mit der Konstruktion und Erhaltung von Männlichkeit auf der Ebene der physischen Gewalt auseinandersetzen um hierüber die Verknüpfung zu meiner Studie zu erstellen.

3.6 Männliche Gewalt

Im Verlauf der bisherigen Kapitel kam der Begriff „Gewalt“ immer wieder auf. Die Gewalt unter *Männern* ist auch der zentrale Punkt in meiner Studie. In diesem nun folgenden und letzten Kapitel zur Konstruktion von Männlichkeit werde ich mich mit der rein männlichen physischen Gewalt beschäftigen und erklären, wie männliche Gewalt die soziale Dominanz von Männern sowohl mit konstruiert, als auch stetig stützt. Hierbei gehe ich nicht nur von Männern auf der Seite der Täter aus, sondern werde auch von Männern als Opfer männlicher Gewalt sprechen.

Vergleicht man das Bild der Sozialwissenschaften mit aktuellen Kriminalstatistiken, zeigt sich eine deutliche Struktur. Gewalt geht zum Großteil von Männern aus. Die meist unkritische Auffassung, dass Gewalt männlicher Natur sei, wird zumindest aus feministischer Perspektive hinterfragt. Ulrike Popp, sowie Edgar J. Forster sprechen davon, dass Gewalt aus einer bipolaren geschlechtlichen Perspektive unterschiedlich interpretiert wird. Obwohl es sich um ein und den selben gewaltvollen Akt handelt, werden die von Frauen vollzogenen Taten seltener als Gewalt eingestuft. Aufgrund dem weiblichen Stereotyp des weniger aggressiven Wesens, rücken Gewalthandlungen von Frauen in den Hintergrund (vgl. Popp 2003: 195 ff.). Forster bezieht sich bei seiner Aussage, nachdem die Frau als handlungsunfähig gelte, auf einen Werbespot. In dem Spot verpasst eine Frau einem Mann eine Ohrfeige. Forster sagt, hätten sie die Rollen getauscht, sprich hätte der Mann die Frau geschlagen, hätte der Spot, aufgrund einer gewaltvollen Handlung nicht ausgestrahlt werden dürfen. Die gewaltvolle Handlung der Frau wird so bagatellisiert (Forster 2007: 15/16).

Wie auch bereits vorab diskutiert, spricht Popp ebenso von Regeln, die Heranwachsende übernehmen würden. Die Identitätsbildung ist von diesen Normen beeinflusst.

Während spielerisches Kräfteressen, körperliches Ausagieren und soziale Dominanz zur männlichen Geschlechtsrolle dazugehört, sind aggressive Wutausbrüche und körperliche Gewalthandlungen bei Mädchen sozial nicht erwünscht, da sie dem weiblichen Geschlechtskonzept zufolge eher sanft, zurückhaltend, sozial vermittelnd und passiv sein sollten. (Popp 2003: 198)

Popp nennt die typische Rollenverteilung nicht als einzigen Grund. Die Forschung ist durch diese normierten Geschlechterrollen fehlgeleitet und öffnet den Blick gar nicht erst in Richtung Gewalt seitens Frauen. Dies dient zusätzlich der Reproduktion des vorherrschenden Bildes vom typisch männlichen oder typisch weiblichen Sozialverhalten (vgl. Bilden nach Popp 2003: 198).

Dieses typische Sozialverhalten ist, wie im Verlauf dieser Arbeit beschrieben, nichts von der Natur Gegebenes. Toben, Raufen oder die sogenannte „Spaßprügelei“ (Meuser 2008: 36) sind allgemein akzeptierte Handlungen für Jungen. Diese gelernte Akzeptanz gegenüber körperlicher Auseinandersetzung und dem permanenten Kräfteressen, könnte ein Grund dafür sein, dass der Großteil der erfassten körperlichen Gewalt in Form von Körperverletzung sich unter Männern finden lässt. Das heißt Männer sind nicht nur Täter, sondern stehen ebenso als Opfer auf der anderen Seite. Die Polizeiliche Kriminalstatistik spricht von 62,7% männlicher Opfer (PKS 2013: 24) bei versuchter und vollendeter Körperverletzung. In 57,5% der Fälle stehen Täter und Opfer in keinem verwandtschaftlichen oder näher bekannten Verhältnis (PKS 2013: 29)¹⁰.

Dies könnte man als Beleg für Bourdieus Ansicht werten, dass der männliche Habitus, zudem auch Gewalt zählt, in einem für Männer vorbehaltenen Raum konstruiert wird (vgl. Seite 25 Kapitel „Männlichkeit und der stetige Wettkampf“). Diese Sicht Bourdieus verbindet die „kompetitive Struktur“ mit dem „homosozialen Charakter“ (vgl. Meuser 2003: 39). Meuser zitiert hier Cohen, der sagt, dass diese kompetitive Struktur sich nicht auf Gewalt beschränkt. Männlichkeit wird auf allen Ebenen der Gesellschaft verglichen. Sei es im Sport, im Kampf, oder auch auf geistiger Ebene. Als gesellschaftlich anerkannte homosoziale Gewalt, die verletzend wirkt, aber auch die Gruppe wiederum verbindet, führt Meuser das Beispiel des Mensur Schlagens in studentischen Verbindungen an. Dies ist als gesellschaftlich akzeptiertes Ritual der Männlichkeit zu verstehen (vgl. Meuser 2003: 41).

Meuser unterscheidet weitergehend zwischen reziproker und einseitiger Gewalt. Unter reziproker Gewalt fasst er unter anderem jene Gewalt, die vergemeinschaftlichend wirkt. In diesem Fall sind Männer Täter und Opfer zugleich. Bestätigung und Anerkennung

¹⁰ An dieser Stelle möchte ich betonen, dass ich Michael Meusers Kritik an amtlichen Statistiken teile. Statistiken dieser Art seien ein Dokument der polizeilichen Kontrollpraxis und spiegeln kein adäquates Abbild der Gesellschaft wieder (vgl. Meuser 2003: 38)

erfährt man nur von ebenbürtigen Gegnern der eigenen (männlichen) Gruppe. Im Vordergrund steht hierbei die situative Aktionsmacht. Diese Form der Gewalt findet oftmals kollektiv statt (vgl. Meuser 2003: 42 ff.). „Im kollektiven Aktionismus entstehen Kameradschaft und Solidarität, wie dies ebenfalls in gesellschaftlich geförderten Institutionen der Männlichkeit geschieht“ (Meuser 2003:43).

Im Gegenzug zu reziproker Gewalt, steht bei der einseitigen Gewalt die relativ dauerhafte Position des Täters und des Opfers fest. Hierbei handelt es sich um einen Prozess, der dauerhafte Hierarchien produziert. Zusätzlich wird eine Verletzungsmächtigkeit in eine Verletzungsoffenheit gewandelt. Sprich, nach erlebter Gewalt ändert sich das Gefühl zur eigenen Identität und die eigene Männlichkeit kann brechen. Meuser nennt hier als Beispiel die Vergewaltigung innerhalb von Männergefängnissen. Durch die Vergewaltigung sei auch die geschlechtliche Identität des Opfers betroffen und sie würden als homosexuell, oder verweiblicht gelten. Der Täter hingegen verliert nicht seinen heterosexuellen Status, viel mehr wird seine Männlichkeit durch diese Handlung bestärkt. Bei dieser einseitigen Form von Gewalt wird das Ausmaß hegemonialer Männlichkeit deutlich (vgl. Meuser 2003: 45). Die Konzepte Bourdieus und Connells ermöglichen es hier, die Gewalt unter Männern, als auch die Gewalt gegenüber Frauen, als „Teil der auf männlicher Dominanz gründender Geschlechterordnung zu begreifen“ (Meuser 2003: 51).

Was Männlichkeit ist und wie diese sich konstituiert, ist, wie in diesem Kapitel deutlich wird, untrennbar an den Körper gebunden. Körperliche Merkmale bestimmen ab der Geburt, welche gesellschaftliche Zuweisung man erhält. Das gesellschaftliche Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen, wird auf eine sozial konstruierte Weise stetig bekräftigt und aufrechterhalten. In welchem Zusammenhang diese geschlechtliche Konstruktion mit trans* männlichen/maskulinen Personen und Gewalt steht, soll die folgende Studie zeigen. Es werden die eigenen Erlebnisse mit Gewalt abgefragt, aber auch die eigene Einstellung zu diesem Thema. Weitergehend wird der Frage nachgegangen, wie der Prozess der Transition das eigene aggressive und gewalttätige Handeln beeinflusst.

4. Empirische Studie „Männliche Gewalt aus einer trans* Perspektive“

4.1 Studienbeschreibung

Erlebte Gewalt ist ein ständiger Begleiter im Alltag von Personen, die nicht der Norm entsprechen. Wie auch bereits in den vorigen Kapiteln deutlich wurde, gehört Gewalt auszuüben zur Alltagspraxis um den männlich dominanten Status aufrechtzuerhalten. In meiner Zusammenfassung des ersten Teils dieser Arbeit erwähnte ich bereits, dass dieses Erleben trans* männliche/maskuline in einem besonderen Maße trifft. Die hier nun vorliegende Studie zu „Männlicher Gewalt aus trans* Perspektive“ soll meine vorangegangenen Thesen empirisch stützen und vor allem ein gänzlich neuen Blick auf die Gewaltforschung werfen. Ohne die Ergebnisse vorweg nehmen zu wollen, zeichnet sich ein trauriges Bild über das Erleben der sozialen Umwelt von trans* männlichen/maskulinen Personen ab. Die Ergebnisse zeigen einen klar erkennbaren gewaltvollen Alltag und aber auch teilweise wie die Maschinerie der sozialen Konstruktion um Männlichkeit das eigene Verhalten beeinflussen kann. In Verknüpfung mit der Theorie soll verständlich werden, welchen alltäglichen Situationen bezüglich Gewalt trans* männliche/maskuline Personen ausgesetzt sind. Weiter soll die Studie die eigene Einstellung zu Gewalt von trans* männliche/maskuline Personen beschreiben und Gründe, sowohl für das Erleben, als auch das Ausüben von Gewalt finden. Aufgrund des Rahmens dieser Arbeit, war die Länge der Umfrage eher begrenzt und um ein eindeutiges Bild zu generieren, bedarf es sicherlich einer größeren Studie. Mit den vorliegenden Ergebnissen ist es mir, meiner Meinung nach, dennoch gelungen die heteronormen Realität abzubilden, in der sich trans* männliche/maskuline Personen bewegen.

4.2 Studienaufbau

Die Studie wurde als Onlineumfrage konzipiert um in einem räumlich möglichst großen Rahmen viele Personen erreichen zu können. Ich habe mir dadurch ein breiteres Bild der Antworten erhofft, da es mir im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich gewesen wäre Personen bundesweit persönlich zu befragen. Ein Alltag von Gewalt kann zum Beispiel in Berlin gänzlich anders aussehen, als irgendwo in einer anderen Stadt, oder gar in einer ländlichen

Region. Des Weiteren sollte so auch die Anonymität bei einem äußerst intimen Thema, was die unterschiedlichsten Gefühle bei den Studienteilnehmer_innen hervorrufen könnte, gesichert sein. Zusätzlich ging ich davon aus, dass bei einer anonymen Umfrage vor dem eigenen Computer die Teilnehmenden eher eine ehrliche Antwort geben würden, wie zum Beispiel bei den Fragen zum eigenen gewaltvollen Verhalten, als wenn sie von einer Person persönlich befragt worden wären. Neben diesen Aspekten erleichtert ein voll elektronisches Verfahren die Auswertung und die Daten müssen nicht einzeln von Hand eingespeist werden.

Nach der Eingangsbeschreibung war die Onlineumfrage grob in vier Teile gegliedert. Die Einleitung der Studie zu Beginn beinhaltete eine genaue Beschreibung über die Zielgruppe und den Zweck der Studie. Die folgenden vier Teile beinhalteten eine Erfassung der demographischen und identitätsbezogenen Daten der Teilnehmenden, das Erleben verbaler Gewalt, das Erleben physischer Gewalt und abschließend die eigene Einstellung zur Gewalt, mit dem eigenen Gewaltverhalten. Die Fragen waren sehr deutlich formuliert und bei der gesamten Konstruktion des Fragebogens wurden die „Zehn Gebote der Frageformulierung“ von Porst befolgt. Nach Porst soll man nur eindeutige Begriffe verwenden, lange, komplexe und hypothetische Fragen vermeiden. Genauso sollte man doppelte Stimuli und Verneinungen umgehen, sowie Unterstellungen vermeiden. Es sollten nur Fragen gestellt werden, über deren Antworten die Befragten verfügen und welche in einem eindeutigen zeitlichen Bezug stehen. Antwortmöglichkeiten sollten die Antworten erfassen und überschneidungsfrei sein. Neben unklaren Begriffen, sollten auch Fragen vermieden werden, die Einfluss auf die Antwortgebung haben könnten (Porst 2014: 99/100).

Unter Beachtung dieser Regeln habe ich den Fragebogen erstellt. Es waren insgesamt maximal, je nach gegebener Antwort, 46 Fragen. Um einen sinnvollen Verlauf des Fragebogens zu garantieren, waren einige Fragen obligatorisch. An anderer Stelle, wo gewissen Fragen nicht aufeinander aufbauten, war die Antwortmöglichkeit offen. Die meisten Fragen verlangten nach einer einzelnen Antwort, bei manchen Fragen waren Mehrfachnennungen möglich. Für die Erstellung des Fragebogens habe ich mit dem Programm „Quamp“ gearbeitet und für die deskriptive Auswertung der Ergebnisse nutzte ich „SPSS“ und „Open Office Excel“.

Insgesamt haben über einen Zeitraum von sechs Wochen, von Mitte Februar bis Ende März 2015, 211 Personen den Fragebogen ausgefüllt. Angefangen wurde die Umfrage von 374 Personen, dies entspricht einer „Dropout“-Quote von 37%. Via Email habe ich ungefähr 80 Organisationen, Selbsthilfegruppen und Stammtische angeschrieben, die von und/oder für trans* männliche/maskuline Personen sind. Für diesen Zweck habe ich eine extra Emailadresse und einen Blog eingerichtet, auf dem im Anschluss an diese Arbeit die Ergebnisse veröffentlicht werden sollen. Der Link zu meinem Blog wurde nach vollständiger Bearbeitung des Fragebogens den Teilnehmenden angezeigt, um ihnen eine Möglichkeit zu bieten, im Nachhinein die Ergebnisse einzusehen.

Leider wurde von Beginn der Studie an eine Warnung beim Öffnen angezeigt, da die Gültigkeit eines Zertifikats von Quamp abgelaufen war. Die Warnung besagte, dass es sich um keine sichere Verbindung handele. Ich habe darauf hin vielfach Rückmeldung erhalten und konnte die Situation erklären. Ich denke jedoch, wäre das Problem nicht aufgetreten, beziehungsweise hätte das Computerzentrum sich in dem Zeitraum der Umfrage darum gekümmert, hätten vermutlich mehr Menschen an der Umfrage teilgenommen.

4.3 Der Fragebogen

Angaben zu Ihrer Person

Alter

bis 18

19 - 28

29 - 38

39 - 48

49 - 58

59 - 68

69 und älter

keine Angabe

Wohnort

Wo haben Sie Ihren Lebensmittelpunkt?

Baden-Württemberg

Bayern

Berlin

Brandenburg

Bremen

Hamburg

Hessen

Mecklenburg-Vorpommern

Niedersachsen

Nordrhein-Westfalen

Rheinland-Pfalz

- Saarland
- Sachsen
- Sachsen-Anhalt
- Schleswig-Holstein
- Thüringen
- Ausland (bitte Land angeben)

Leben Sie in einer ...

- ländlichen Region (weniger als 5.000 Einwohner_innen)
- Kleinstadt (5.000 - 20.000 Einwohner_innen)
- Mittelstadt (20.000 - 100.000 Einwohner_innen)
- Großstadt (100.000 - 500.000 Einwohner_innen)
- Großstadt (500.000 - mehr Einwohner_innen)

Was ist Ihr höchster Schulabschluss?

- keinen Abschluss
- Hauptschulabschluss (Volksschule)
- Realschulabschluss (Mittlere Reife)
- Abitur (Allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife)
- Fachhochschulreife (Allgemeine oder fachgebundene Fachhochschulreife)
- Ich besuche derzeit noch eine allgemeinbildende Schule
- keine Angabe
- anderer Schulabschluss (bitte angeben)

Was ist Ihre höchste berufliche Qualifikation?

- betriebliche Berufsausbildung (Lehre)
- schulische Berufsausbildung (Berufsfachschule, Handelsschule, Technikerschule)
- Bachelor an (Fach-)Hochschule o. Universität abgeschlossen
- Fachhochschul- o. Universitätsabschluss (z. B. Diplom, Magister, Staatsexamen, M.A.)
- Promotion
- Keine berufliche Qualifikation.
- keine Angabe
- anderer beruflicher Abschluss (bitte angeben)

Einkommen

Wie hoch ist Ihr monatliches Nettoeinkommen?

- Ich habe kein Einkommen.
- bis 400,-€
- 401,- bis 1.000,- €
- 1.001,- bis 2.000,- €
- 2.001,- bis 3.000,- €
- 3.001,- bis 4.000,- €
- über 4.001,- €
- keine Angabe

Ich bezeichne mich selbst als ...

- Person of Colour
- Schwarze_r
- Weiße_r
- nichts dergleichen
- keine Angabe
- (bitte Selbstbezeichnung angeben)

Angaben zu Ihrer Identität

Sind Sie ...

- cis (Sie leben und identifizieren sich mit dem bei Ihrer Geburt festgestellten Geschlecht)
- trans* (ein anderes, als das bei Ihrer Geburt festgestellte Geschlecht wird von Ihnen gelebt)
- inter* (bei Ihrer Geburt wurde keine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit festgestellt)
- keine Angabe
- andere Bezeichnung (bitte angeben)

Genderidentität

Ihr gefühltes Geschlecht. Mehrfachnennungen sind möglich.

- weiblich
- männlich
- trans*
- genderqueer
- agender
- transsexuell
- transgender
- noch auf der Suche
- keine Angabe
- andere Identität (bitte angeben)

Haben Sie ggf. Schritte unternommen, um Ihrer gefühlten Identität näher zu kommen?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Nein.
- Nein, ich bin mit mir zufrieden.
- Nein, aber ich habe es noch vor.
- Nein, ich bin noch unentschlossen.
- Ja, ich nutze einen anderen Namen, als der Name in meinen Ausweisdokumenten.
- Ja, ich habe meinen Namen auf meinen Ausweisdokumenten ändern lassen.
- Ja, ich habe meinen Personenstand auf meinen Ausweisdokumenten ändern lassen.
- Ja, ich habe mit einer Hormontherapie begonnen.
- Ja, ich habe operative Eingriffe vornehmen lassen.
- keine Angabe
- andere (bitte angeben)

Welche Identität wird von Ihnen zum Großteil Ihres Alltags gelebt

- weibliche Identität
- männliche Identität
- trans* Identität

weder weibliche, noch männliche Identität

weiblich und männliche Identität

keine Angabe

andere Identität (bitte angeben)

Wie schätzen Sie Ihre äußere Erscheinung ein?

Wie werden Sie von anderen Mensch z.B. auf der Straße wahrgenommen.

eindeutig weiblich/feminin

eher weiblich/feminin

nicht eindeutig/androgyn

eher männlich/maskulin

eindeutig männlich/maskulin

keine Angabe

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen

Wurden Sie schon einmal verbal angegriffen?

Zum Beispiel durch Beleidigungen, Pöbeleien, etc.

Nein.

Ja, schon einmal in den vergangenen zehn Jahren.

Ja, schon zwei bis fünf mal in den vergangenen zehn Jahren.

Ja, schon fünf bis zehn mal in den vergangenen zehn Jahren.

Ja, schon mehr als zehn mal in den vergangenen zehn Jahren.

keine Angabe

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Verbale Gewalt

Kennen Sie den möglichen Grund für die Übergriffe?

Mehrfachnennungen sind möglich.

Homophobie

Trans*phobie

Rassismus

Sexismus

neonazistisch/rechtsradikal

aufgrund einer Behinderung

Kein erkennbarer Grund.

andere Gründe (bitte angeben)

Können Sie bitte in Stichpunkten oder ein bis zwei Sätzen Ihre Vermutung über die möglichen Gründe erläutern.

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Verbale Gewalt

Denken Sie bitte bei den kommenden Fragen auf dieser Seite an das für Sie einprägsamste Ereignis bezüglich verbaler Gewalt. War die oder der Täter_in alleine?

Ja.

Nein, es war eine kleine Gruppe von zwei bis fünf Personen.

Nein, es waren mehr als fünf Personen.

Kannten Sie die/den Täter_in, oder Täter_innen?

- Nein.
- Ja.

War die/der Täter_in, oder die Täter_innen ...

- weiblich
- männlich
- gemischte Gruppe
- gemischte Gruppe, aber mehr Frauen
- gemischte Gruppe, aber mehr Männer
- kann ich nicht genau sagen
- anderes (bitte angeben)

Waren Sie alleine?

- Ja, ich war alleine.
- Nein, ich war in einer kleinen Gruppe von zwei bis fünf Personen.
- Nein, ich war in einer Gruppe von mehr als fünf Personen.

Was haben Sie in der Situation gemacht?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Ich habe es ignoriert.
- Ich habe verbal darauf reagiert.
- Ich habe körperlich (z.B. durch Schubsen, Spucken, Treten, Schlagen) darauf reagiert.
- Ich bin weggelaufen/weggerannt.
- Ich habe umstehende Personen um Hilfe gebeten.
- Ich habe die Polizei gerufen.
- keine Angabe
- andere/s (bitte angeben)

Haben Sie sich nach der Tat jemandem anvertraut?

- Ja.
- Nein.
- Nein, aber ich habe es noch vor.

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Verbale Gewalt

An wen haben Sie sich gewandt?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Ich habe mich an Freund_innen gewandt.
- Ich habe mich an meine Familie/Verwandten gewandt.
- Ich habe mich an eine Opferhilfsorganisation (z.B. Weißer Ring e.V., Krisentelefon, etc.) gewandt.
- Ich habe Anzeige bei der Polizei erstattet.
- andere (bitte angeben)

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Verbale Gewalt

Gibt es mögliche Gründe, warum Sie sich bislang niemandem anvertraut haben?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Es war mir nicht wichtig.
- Angst.
- Scham.
- Ich hatte/habe niemanden zum Reden.
- Ich kenne keine Opferhilfsorganisationen.
- Ich möchte nicht zur Polizei gehen.
- keine Angabe
- andere Gründe (bitte angeben)

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Verbale Gewalt

Hat Ihrer Meinung nach verbale Gewalt gegen Sie in den vergangenen zehn Jahren zugenommen?

- Ja.
- Nein.
- Kann ich nicht einschätzen.

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen

Wurden Sie schon einmal Opfer von körperlicher/physischer Gewalt?

Zum Beispiel durch Schubsen, Spucken, Treten, Schlagen, etc.

- Nein.
- Ja, schon einmal in den vergangenen zehn Jahren.
- Ja, schon zwei bis fünf mal in den vergangenen zehn Jahren.
- Ja, schon fünf bis zehn mal in den vergangenen zehn Jahren.
- Ja, schon mehr als zehn mal in den vergangenen zehn Jahren.
- keine Angabe

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Körperliche Gewalt

Kennen Sie den möglichen Grund für die Übergriffe?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Homophobie
- Trans*phobie
- Rassismus
- Sexismus
- neonazistisch/rechtsradikal
- aufgrund einer Behinderung
- Kein erkennbarer Grund.
- andere Gründe (bitte angeben)

Können Sie bitte in Stichpunkten oder ein bis zwei Sätzen Ihre Vermutung über die möglichen Gründe erläutern.

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Körperliche Gewalt

Denken Sie bitte bei den kommenden Fragen auf dieser Seite an das für Sie einprägsamste Ereignis bezüglich

Körperlicher Gewalt. War die oder der Täter_in alleine?

- Ja.
- Nein, es war eine kleine Gruppe von zwei bis fünf Personen.
- Nein, es waren mehr als fünf Personen.

Kannten Sie die/den Täter_in, oder Täter_innen?

- Nein.
- Ja.

War die/der Täter_in, oder die Täter_innen ...

- weiblich
- männlich
- gemischte Gruppe
- gemischte Gruppe, aber mehr Frauen
- gemischte Gruppe, aber mehr Männer
- kann ich nicht genau sagen
- anderes (bitte angeben)

Waren Sie alleine?

- Ja, ich war alleine.
- Nein, ich war in einer kleinen Gruppe von zwei bis fünf Personen.
- Nein, ich war in einer Gruppe von mehr als fünf Personen.

Was haben Sie in der Situation gemacht?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Ich habe es ignoriert.
- Ich habe verbal darauf reagiert.
- Ich habe körperlich (z.B. durch Schubsen, Spucken, Treten, Schlagen) darauf reagiert.
- Ich bin weggelaufen/weggerannt.
- Ich habe umstehende Personen um Hilfe gebeten.
- Ich habe die Polizei gerufen.
- keine Angabe
- andere/s (bitte angeben)

Haben Sie sich nach der Tat jemandem anvertraut?

- Ja.
- Nein.
- Nein, aber ich habe es noch vor.

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Körperliche Gewalt

An wen haben Sie sich gewandt?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Ich habe mich an Freund_innen gewandt.
- Ich habe mich an meine Familie/Verwandten gewandt.

- Ja, ich habe mich an eine Opferhilfsorganisation (z.B. Weißer Ring e.V., Krisentelefon, etc.) gewandt.
- Ich habe Anzeige bei der Polizei erstattet.
- andere (bitte angeben)

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Körperliche Gewalt

Gibt es mögliche Gründe, warum Sie sich bislang niemandem anvertraut haben?

Mehrfachnennungen sind möglich.

- Es war mir nicht wichtig.
- Angst.
- Scham.
- Ich hatte/habe niemanden zum Reden.
- Ich kenne keine Opferhilfsorganisationen.
- Ich möchte nicht zur Polizei gehen.
- andere Gründe (bitte angeben)

Angaben zu Ihren Gewalterfahrungen: Körperliche Gewalt

Hat Ihrer Meinung nach körperliche Gewalt gegen Sie in den vergangenen zehn Jahren zugenommen?

- Ja.
- Nein.
- Kann ich nicht einschätzen.

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Ich finde ...

	generell unangemessen	in wenigen Fällen angemessen	meistens angemessen	generell angemessen
verbale Gewalt, wie z.B. Beleidigungen oder Pöbeleien	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
körperliche Gewalt, wie z.B. Schubsen, Spucken, Treten oder Schlagen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

Wie schätzen Sie es ein, wie Sie wahrgenommen werden?

Zum Beispiel auf der Straße.

- Ich werde als deutlich aggressiv wahrgenommen.
- Ich werde eher als aggressiv wahrgenommen.
- Ich werde weder als aggressiv, noch als friedfertig wahrgenommen.
- Ich werde als eher friedfertig wahrgenommen.
- Ich werde als deutlich friedfertig wahrgenommen.
- keine Angabe

Hat sich in den letzten zehn Jahren etwas daran verändert, wie aggressiv Sie sich fühlen?

- Ich fühle mich aggressiver als früher.
- Es hat sich nichts verändert.
- Ich fühle mich weniger aggressiv als früher.
- keine Angabe

Bitte erläutern Sie in Stichpunkten oder ein bis zwei Sätzen, was mögliche Gründe für diese Veränderung sein könnten.

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Haben Sie in den letzten zehn Jahren verbale Gewalt ausgeübt?

Durch z.B. Beleidigung, Pöbeln, etc.

- Nein.
 Ja, schon einmal.
 Ja, schon mehrmals.
 keine Angabe

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Was waren mögliche Gründe für Ihr Verhalten?

Erläutern Sie bitte in Stichpunkten, oder in ein bis zwei Sätzen.

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Haben Sie in den letzten zehn Jahren körperliche Gewalt ausgeübt?

Durch z.B. Schubsen, Spucken, Treten, Schlagen, etc.

- Nein.
 Ja, schon einmal.
 Ja, schon mehrmals.
 keine Angabe

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Was waren mögliche Gründe für Ihr Verhalten?

Erläutern Sie bitte in Stichpunkten, oder in ein bis zwei Sätzen.

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Hat sich Ihr gewalttätiges Verhalten in den vergangenen zehn Jahren verändert?

- Mein gewalttätiges Verhalten hat deutlich zugenommen.
 Mein gewalttätiges Verhalten hat eher zugenommen.
 Mein gewalttätiges Verhalten hat sich nicht verändert.
 Mein gewalttätiges Verhalten hat eher abgenommen.
 Mein gewalttätiges Verhalten hat deutlich abgenommen.
 keine Angabe

Angaben zu Ihrem Verhalten bezüglich Gewalt

Wie erklären Sie sich diese Veränderung?

Bitte erläutern Sie Stichpunkten oder in ein bis zwei Sätzen.

Abb. 1: Der Fragebogen

4.4 Auswertung der demographischen Daten

Von den 211 Personen, die den Fragebogen ausgefüllt hatten, fielen 13 komplett raus, da sie sich entweder als cis-weiblich, cis-männlich, oder trans*-weiblich identifizierten. 29 weitere Personen identifizierten sich zwar als trans*, aber verorteten sich nicht im männlichen/maskulinen Spektrum. Die nach den genannten Ausschlusskriterien 169 übrigen Teilnehmenden sind nun Gegenstand der vorliegenden Auswertung. Da sich meine Studie auf die männliche Gewalt fokussiert, habe ich mich zu dieser Form der Aussortierung entschlossen. Darüber hinaus wäre eine weitaus umfangreichere Aufarbeitung der Daten notwendig gewesen, aus den verschiedenen gendernonkonformen Perspektiven dieses Phänomen zu betrachten. Im Rahmen der Bachelorarbeit war dies leider nicht möglich.

4.4.1 Alter

Mehr als die Hälfte (54,5%) aller Teilnehmenden ist unter 29 Jahre alt. Insgesamt 78 Personen (46,2%) geben an zwischen 19 und 28 Jahren alt zu sein. Etwa ein Viertel (26%) sind zwischen 29 bis 38 Jahre alt. 11,8% sind zwischen 39 und 48. Elf Personen (6,5%) sind 49 bis 58 und lediglich eine Person gibt an, älter zu sein. Dies zeigt ein Bild von relativ jungen Studienteilnehmer_innen.

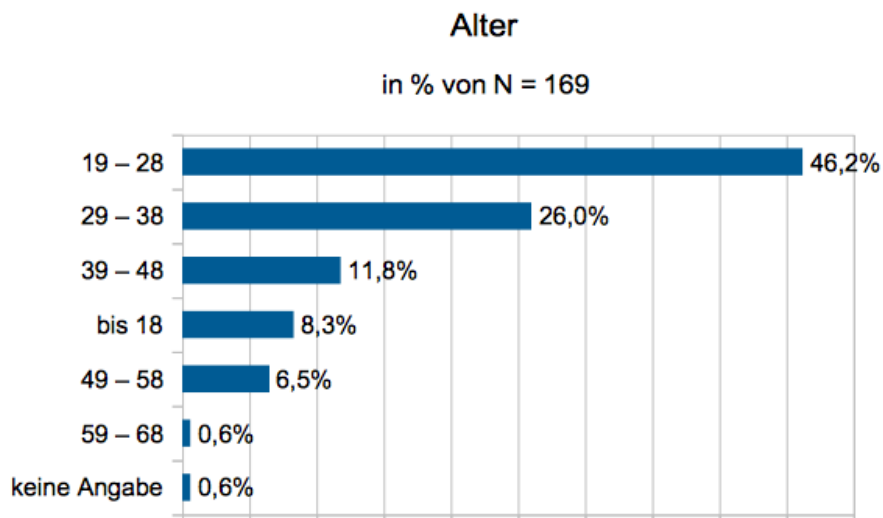


Abb. 2: Alter

4.4.2 Wohnort

Die Frage nach dem örtlichen Lebensmittelpunkt der Teilnehmenden zeigt eine gute bundesweite Verteilung mit einer leichten Dominanz in Berlin. Demnach leben in der Bundeshauptstadt 19,5% der Teilnehmer_innen, dicht gefolgt von Nordrhein-Westfalen mit 17,2%. Der Rest verteilt sich recht gleichmäßig auf die anderen Bundesländer, repräsentativ der Einwohner_innenzahl nach. Die meisten Teilnehmenden aus dem Ausland kommen aus der Schweiz (fünf Personen) und Österreich (fünf Personen). Jeweils eine Person kam aus Dänemark, Luxemburg, Spanien, Großbritannien und den USA.

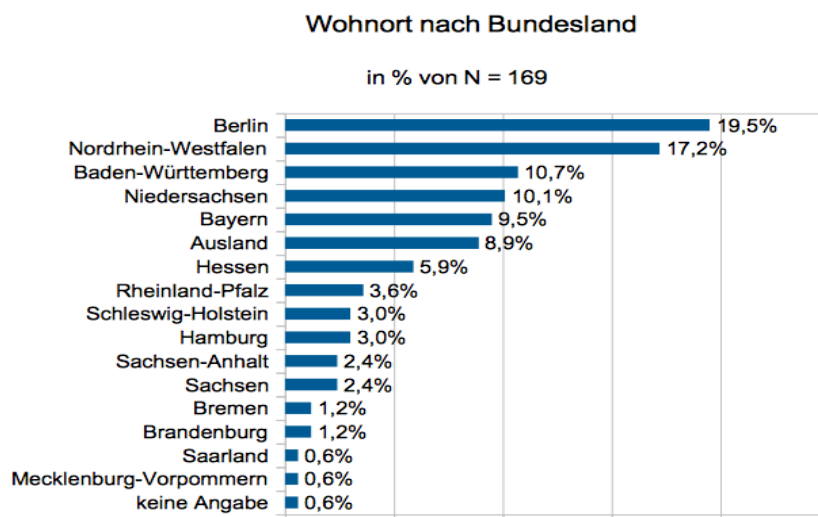


Abb. 3: Wohnort nach Bundesland

Die meisten davon leben in einer Großstadt. Davon 35,5% in einer Stadt mit mehr als 500.000 Einwohner_innen und 23,7% in einer Stadt mit 100.000 bis 500.000 Einwohner_innen. Knapp ein Drittel (30,8%) lebt in kleinen, beziehungsweise mittleren Städten und etwa 10% leben in einer ländlichen Region.

4.4.3 Bildungsstand

Die schulische Bildung ist im Vergleich zum Bundesdurchschnitt recht hoch. Insgesamt geben 118 Personen an das Abitur (57,4%) oder die Fachhochschulreife (12,4%) erreicht zu haben. Den mittleren Schulabschluss erreichten 16% und den Hauptschulabschluss etwa 7% der Teilnehmenden. Neun Personen (5,3%) besuchten zum Zeitpunkt der Umfrage noch eine allgemeinbildende Schule.

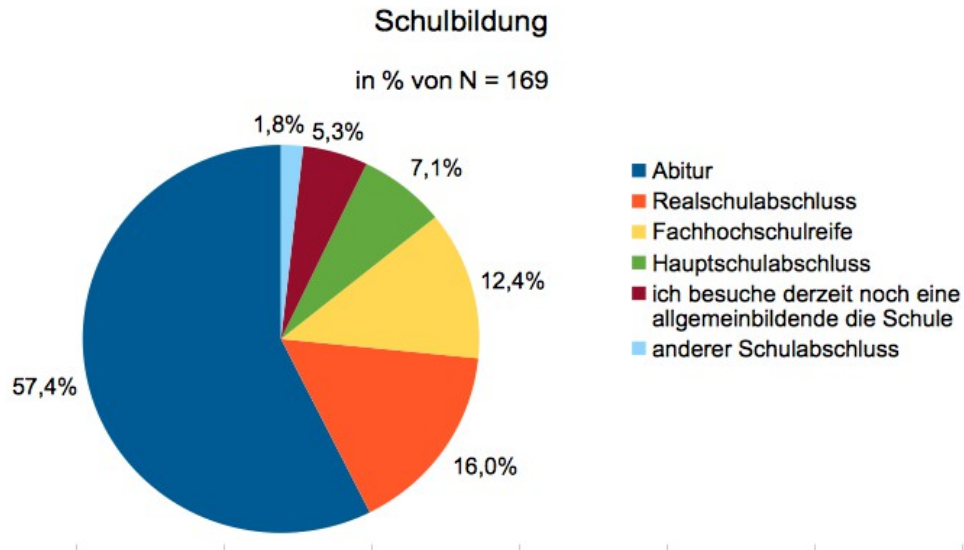


Abb. 4: Schulbildung

4.4.4 Berufliche Qualifikation

Vermutlich auf das junge Alter der Teilnehmenden ist zurückzuführen, dass etwa ein Viertel (26%) (noch) über keine berufliche Qualifikation verfügt. Insgesamt haben aber 33,2% ein Studium abgeschlossen, was mit dem hohen schulischen Bildungsstand in Zusammenhang stehen könnte. Mit einem Bachelorabschluss haben 18 Personen (10,7%) und mit einem Hochschul- oder Universitätsabschluss (M.A., Magister, oder Diplom) haben 38 Personen (22,5%) ihr Studium abgeschlossen. Eine betriebliche, oder schulische Berufsausbildung haben ungefähr ein Viertel (25,5%) der Teilnehmenden abgeschlossen. Bei der offenen Frage zur beruflichen Qualifikation wurden unter anderem die Polizeigrundausbildung, Facharztausbildung, oder auch eine berufsbegleitende Ausbildung genannt.

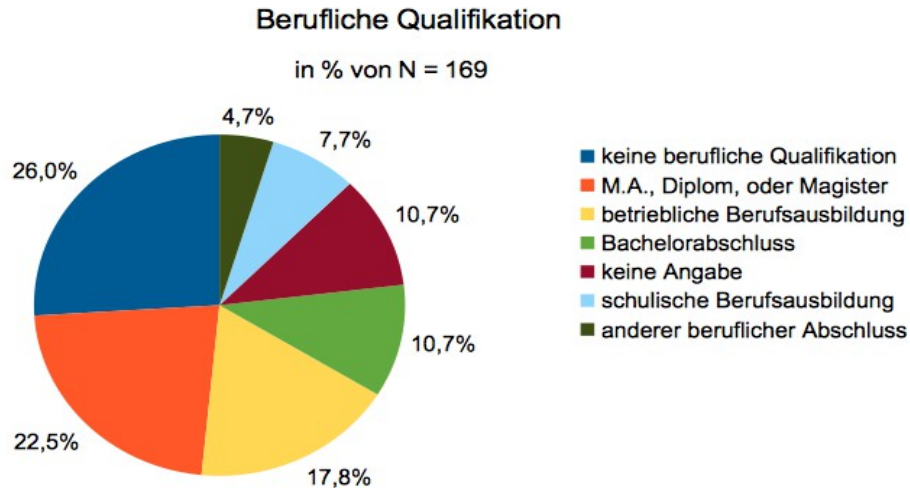


Abb. 5: Berufliche Qualifikation

4.3.5 Monatliches Nettoeinkommen

Das monatliche Nettoeinkommen der Teilnehmenden ist recht gering. Viele der Teilnehmer_innen verfügen über (noch) keine berufliche Qualifikation, beziehungsweise teilweise befanden sie sich zum Zeitpunkt der Studie noch in einer schulischen Einrichtung. Über die Hälfte der Studienteilnehmer_innen verfügt entweder über gar kein Einkommen (19,5%), oder über maximal 1.000,-€ pro Monat (unter 400,-€: 8,3%; bis 1.000,-€: 31,4%). Etwas mehr als ein fünftel (21,9%) gab an, bis 2.000,-€ monatlich zu verdienen und nur etwa 10% lagen über einem Einkommen von 2.000,-€ monatlich (bis 3.000,-€: 5,3%; bis 4.000,-€: 2,4%; über 4.000,-€: 2,4%). Damit liegt der Großteil der Teilnehmenden unter den Bundesdurchschnitt.

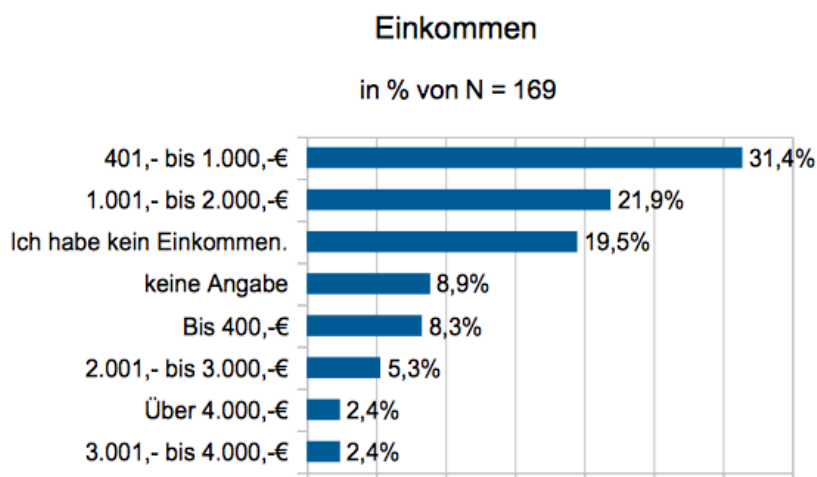


Abb. 6: Einkommen

4.5. Auswertung der persönlichen Daten

4.5.1 Selbstbezeichnung

Die Frage danach, wie sich die Teilnehmenden selbst bezeichnen sollten ein Verständnis der möglichen Gründe von Gewalterfahrungen erleichtern. Der Umgang und die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität verlangt nach einem (kritischen) Bewusstsein, welches sich an einem rassistischen Ordnungssystem orientiert. Dieses System schafft unterschiedliche Kategorien, die gerade bei Gewalterfahrungen nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Menschen nicht-weißer, oder nicht-deutscher Herkunft werden häufiger Opfer von Diskriminierung und Gewalt. Aus diesen Gründen habe ich die Frage mit in diese Studie aufgenommen.

Etwas mehr als die Hälfte gab an sich mit keinem der vorgegebenen Antwortmöglichkeiten zu identifizieren (35,5%), machten keine Angabe (8,3%) oder gaben bei der offenen Antwortmöglichkeit an „Mensch“ zu sein (6,5%). Drei Personen gaben bei dieser Variante der Antwort an „Europäer“, „Mitteleuropäer“ oder „indigener Europäer“ zu sein (zus. 1,8%). Dies könnte ein Zeichen dafür sein, dass sich diese Personen nicht (kritisch) mit ihrem weiß-Sein auseinandergesetzt haben, beziehungsweise sich nicht in einer dieser Kategorien verorten wollen, oder können. Hingegen identifizieren sich 43,8% als weiß, als Person of Colour 2,4%, eine Person als Schwarz_e (0,6%) und jeweils eine Person als „Araber“ und „mexican-german Mix“. Dass diese Frage für einen Teil der Befragten unangenehm zu sein schien, sieht man daran, dass die Quote der Abbrecher_innen bei dieser Frage am höchsten war.

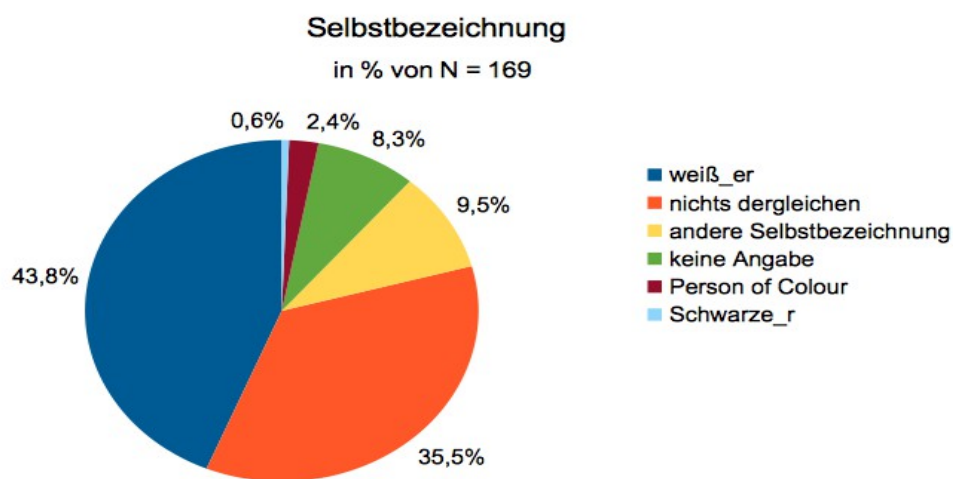


Abb. 7: Selbstbezeichnung

4.5.2 Geschlechtliche Identität & Gender

Zum einen wurde für die Verständlichkeit, aber auch als eine Art Kontrollmechanismus die Frage gestellt, ob sich die Teilnehmenden als trans*, inter*, cis* oder anderes verorten. Für meine Studie wurde letztendlich nur die Personen interessant, die sich entweder als trans*/inter*/anders und männlich identifizieren. Es gab ein paar wenige Teilnehmer_innen die durch diese Frage ausgesiebt werden konnten, da sie sich als cis-geschlechtlich bezeichneten. Von den übrigen 169 fühlten sich 164 zugehörig zur Kategorie trans*, eine Person als inter* und vier Personen gaben bei der offenen Frage andere Identitäten an. Eine Person bezeichnete sich als transident/transsexuell, zwei Personen gaben die Bezeichnung „FtM“ (aus dem Englischen für „Frau zu Mann“) und eine Person sagte über sich, nun ein Mann zu sein, der durch Operationen die „fehlenden Merkmale“ angeglichen hat.

Bei der Frage nach der Genderidentität waren Mehrfachnennungen möglich. Neben der Bezeichnung als männlich wurden in unterschiedlichsten Kombination 151 Möglichkeiten ausgewählt. 35,5% gaben an sich auch als trans* zu identifizieren, hingegen wählten nur 13,6% den pathologischen Begriff transsexuell für sich. Als transgender bezeichneten sich 18,9%, als genderqueer 11,8% und als agender 1,8%. Drei Personen befanden sich noch auf der Suche nach ihrer Identität (1,8%). Bei den offenen Antwortmöglichkeiten gaben zwei Personen an ein „Transmann“ zu sein, ebenfalls gaben zwei Personen an „Mensch“ zu sein. Eine Person gab an, männlich zu sein, wurde aber „weiblich sozialisiert und hat den XX-Chromosomensatz“. Eine weitere Person bezeichnete sich als „genderfluid“ und nicht weiblich.

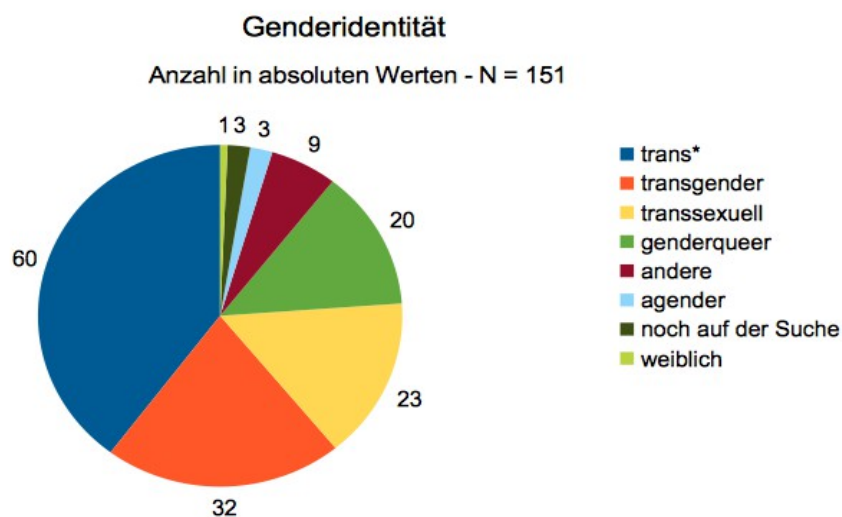


Abb. 8: Genderidentität

4.5.2 Schritte zur Annäherung an die gefühlte Identität

Bei der Frage, ob und welche Schritte unternommen wurden, um der gefühlten Identität näher zu kommen, waren Mehrfachnennungen möglich. Es war interessant zu sehen, dass bereits etwas mehr als 75% der Teilnehmenden mit einer Hormontherapie begonnen haben. 36,7% nutzen einen anderen Namen, als der Name, der in den Ausweisdokumenten steht. Zusätzlich haben 57,4% bereits ihren Namen auf ihren Ausweisdokumenten ändern lassen. Ähnliches zeigt sich beim Personenstand. Diesen haben 53,3% der Teilnehmer_innen rechtlich ändern lassen. Die minimale Abweichung ist möglicherweise damit zu begründen, dass bis 2011 das Transsexuellengesetz vorgab, dass bei einer Personenstandsänderung bestehende Ehen geschieden und die beantragende Person sich operativ dauerhaft unfruchtbar hätte machen lassen müssen. Dieser Schritte wurden vor Änderung des Gesetzes von vielen, die von dieser Regelung betroffen waren, abgelehnt. Heute wird über die Verfahren der Vornamens- und Personenstandsänderung meist zusammen entschieden. Es sei denn, dass eine Änderung des Geschlechtseintrags auf den amtlichen Dokumenten nicht gewünscht ist.

Etwa die Hälfte (49,1%) hat operative Eingriffe vornehmen lassen. Auf der anderen Seite gaben etwa 10% an noch keine Schritte unternommen zu haben. 7,7% hätten es aber noch vor und 2,4% sind noch unentschlossen. Bei der offenen Antwortmöglichkeit beschrieben die 16 Personen, die dort Angaben machten, zum größten Teil den Punkt, an dem sie in diesem Feld standen. Vier Personen gaben an, dass ihre Vornamens- und Personenstandsänderung derzeit in Bearbeitung ist, fünf planten diesen Schritt zum Zeitpunkt der Umfrage, drei befanden sich in einer begleitenden Therapie, drei planten eine Hormontherapie, zwei Personen planen operative Eingriffe vornehmen zu lassen und zwei Personen gaben an, ihren Alltag als männliche Personen zu leben und soziales Verhalten dem angepasst zu haben. Eine Person gab an, dass sie teilweise als trans* männlich geoutet sei, es aber so nicht angenommen wird.

Schritte zur Annäherung an die gefühlte Identität

Anzahl in absoluten Werten - N = 493

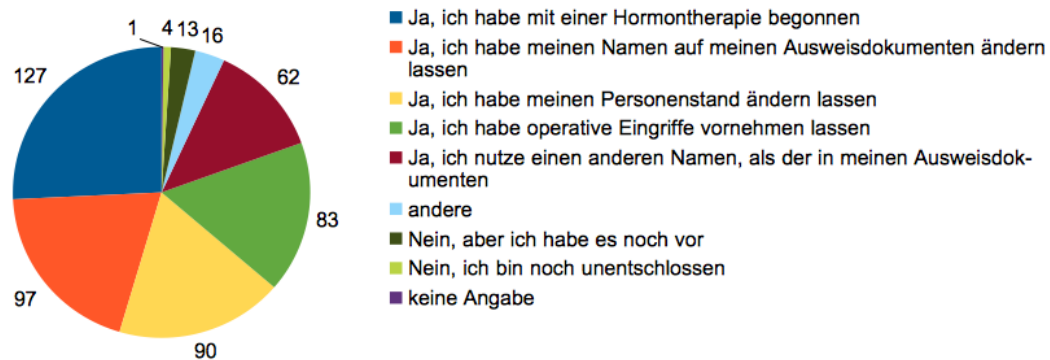


Abb. 9: Schritte zur Annäherung an die gefühlte Identität

4.5.3 Identität in der Alltagspraxis

Die Frage nach der Identität im Alltag sollte Aufschluss darüber geben, wie die beteiligten Personen, unabhängig ihrer gefühlten Identität, zum Großteil ihren Alltag leben. Demnach gaben 81,7% an eine männliche Identität zu leben. Eine Identität als trans* zu leben, wurde von 6,5% angegeben. 5,9% leben einen „Identitätenmix“ aus männlichen und weiblichen Anteilen und lediglich 1,2% gaben an noch eine ausschließlich weibliche Identität zu leben. Eine Person gab bei der offenen Antwort an, dass sie noch größtenteils eine weibliche Identität lebt, die sich aber immer mehr zu einer männlichen entwickelt. Eine Person gab an, die männliche Identität, soweit es der Rahmen zulässt zu leben. Eine weitere Person gab an, männlich zu leben, aber mit einem „queeren Anstrich“ und eine weitere Person sagte, dass sie zwar als männlich gelesen wird, aber diese Identität keine Schlüsselrolle bei dem eigenen Empfinden spielen würde.

Gegenüber der gelebten Identität stand die Frage, wie die Teilnehmenden ihre äußere Erscheinung einschätzen würden. Es wurde die Frage gestellt, was sie denken, wie sie zum Beispiel von anderen Leuten auf der Straße wahrgenommen werden. Über die Hälfte (56,8%) gaben an, als eindeutig männliche/maskulin gelesen zu werden. Als eher männlich/maskulin wahrgenommen fühlten sich 23,1%. Als uneindeutig/androgyn wurden 15,4% angesehen und 4,1% sagten aus, dass sie eher als weiblich/feminin gelten würden.

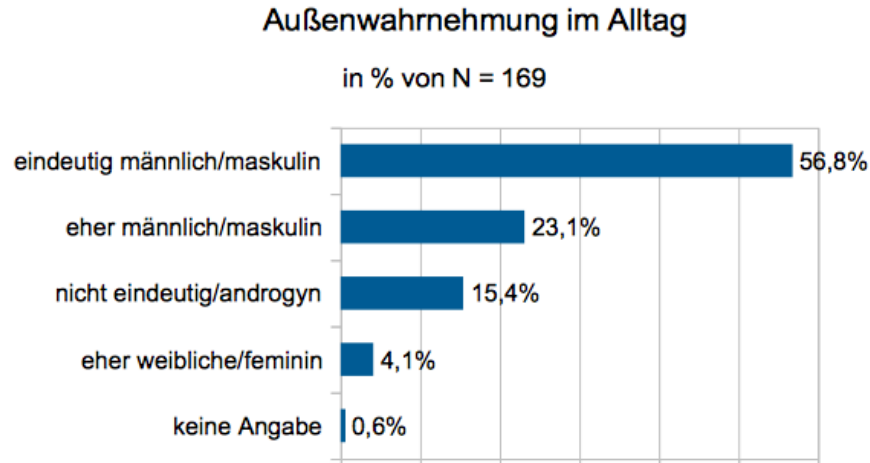


Abb. 10: Außenwahrnehmung im Alltag

4.6 Auswertung der verbalen Gewalterfahrungen

Von den 169 Teilnehmenden gaben 137 (81%) an, dass sie schon mindestens einmal Opfer von verbaler Gewalt in den vergangenen zehn Jahren wurden. Der Zeitraum wurde von mir so festgelegt, da ich vermutete, dass die meisten Teilnehmenden sich im Alter von 25-35 Jahren bewegen würden. Zusätzlich dachte ich, dass sich in diesem Alter die eigene Identität in vielen Fällen schon entwickelt hat und dementsprechend eventuell schon Schritte zur Annäherung an ein eher männliches Erscheinungsbild eingeleitet, oder vollzogen wurden. Demnach wollte ich einen Abgleich mit diesem doch sehr relevanten Zeitfenster erfragen. Von den 81% der Teilnehmer_innen gaben 16,6% an, einmal Opfer von verbaler Gewalt in den vergangenen zehn Jahren geworden zu sein. 24,3% wurden zwei bis fünf mal Opfer von verbaler Gewalt in den vergangenen zehn Jahren. 11,8% wurden fünf bis zehn mal und 28,4% bereits mehr als zehn mal Opfer von verbaler Gewalt in den vergangenen zehn Jahren.

4.6.1 Mögliche Gründe der verbalen Gewalt

Es war eine Mehrfachauswahl möglich und die Gründe wurden in unterschiedlichen Kombinationen angegeben. Von den 137 betroffenen Personen gaben 74 Personen (54% aller, die verbale Gewalt erlebt haben) an aus Gründen, die auf Homophobie zurückzuführen sind, angegriffen worden zu sein. Etwa die Hälfte (50,4%) erlebte diese Form der Gewalt aus trans*phoben Gründen. Aus Gründen des Rassismus und aufgrund einer Behinderung

erlebten jeweils fünf Personen (3,7%) verbale Gewalt, 33 Teilnehmer_innen (24,1%) geben Sexismus als den möglichen Grund an, 25 Personen (18,3%) wurden Opfer aus rechtsextremen/neonazistischen Gründen und 50 Teilnehmende (36,5%) gaben an, dass es keinen erkennbaren Grund gab. 26 Personen (19%) gaben andere mögliche Gründe für das Erleben verbaler Gewalt an. Diese reichten zum Beispiel von Dickenfeindlichkeit, einem alternativen Kleidungsstil, nicht normativem Verhalten oder Auftreten, aufgrund des Berufs (Psychiatrie), uneindeutigem geschlechtlichen auftreten oder bis hin zu dem eigenen Fehlverhalten.

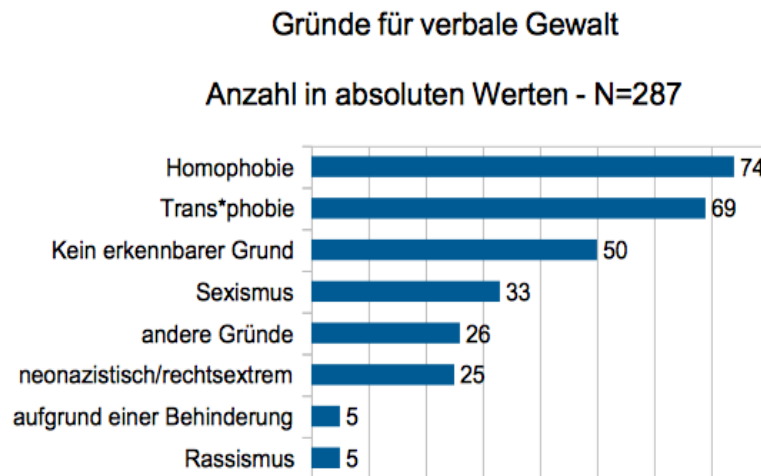


Abb. 11: Gründe für verbale Gewalt

4.6.2 Täter_innen Struktur bei verbaler Gewalt

Bei den folgenden Fragen wurden die Teilnehmenden gebeten, sich auf das, aus ihrer Sicht, einprägsamste Ereignis von verbaler Gewalt zu beziehen. In den meisten Fällen (63,5%) der verbalen Gewalt, ging der Angriff aus einer Gruppe von zwei bis fünf Personen aus. In etwa 28,5% der Fälle war die oder der Täter_in alleine und in 8% der Situationen waren die Angreifer_innen in einer Gruppe von mehr als fünf Personen.

In 68,6% standen Täter_innen und Opfer in keinem sich bekannten Verhältnis und in 31,4% der Fälle kannten sich Täter_innen und Opfer.

Bei der Frage nach, wie die Opfer die Täter_innen wahrgenommen haben, antworteten 59,9%, dass die Täter männlich waren. Zusätzlich waren 10,2% der gemischten Gruppen

männlich dominiert. In 12,4% der Fälle waren es gemischte Gruppen, ohne eine erkennbare Dominanz. Etwa 8% der Taten gingen rein von Frauen aus und in 1,5% der Fälle waren die gemischten Gruppen weiblich dominiert. In 5,1% der Situationen konnte das Opfer keine klare Angabe machen und 2,9% gaben bei der offenen Antwortmöglichkeit zum Beispiel an, dass der Täter als „männlich gelesen wurde, aber was heißt das“¹¹.

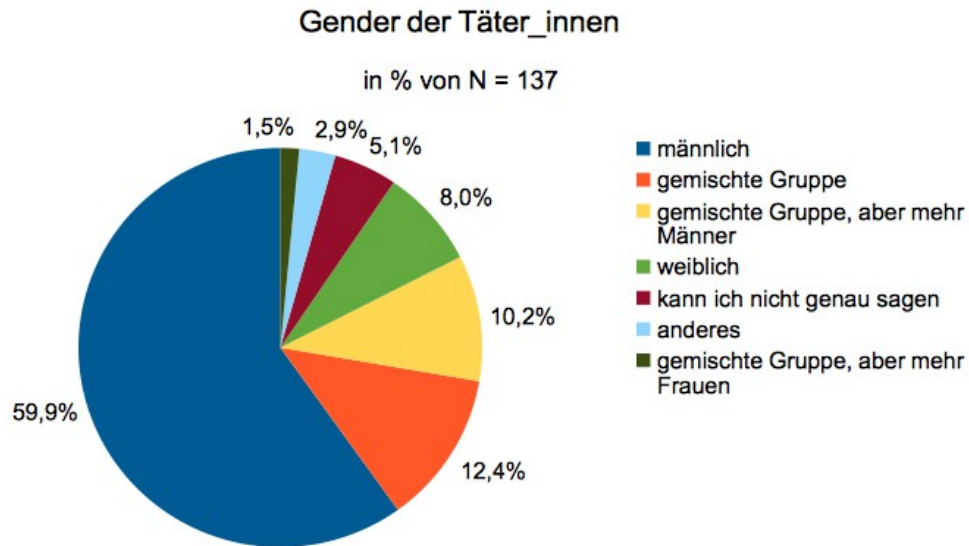


Abb. 12: Gender der Täter_innen 1

4.6.3 Verhalten der Opfer bei verbaler Gewalt

In 61,3% der Fälle waren die Opfer alleine, als die Tat geschehen ist. In 49 Situationen (35,8%) waren die Opfer in einer Gruppe von zwei bis fünf Personen und in 2,9% der Fälle in einer Gruppe von mehr als fünf Personen.

Die Frage nach dem Umgang in der gewaltvollen Situation bot eine Mehrfachnennung. Insgesamt haben 87 Personen angegeben, dass sie es ignoriert haben. 65 Teilnehmende gaben an, verbal darauf reagiert zu haben und acht Personen haben sich körperlich zur Wehr gesetzt. In 19 Fällen sind die Opfer weggelaufen, oder weggerannt. Lediglich zwei Personen haben umstehende Personen um Hilfe gebeten und vier Personen haben die

¹¹ Hierbei möchte ich anmerken, dass es mir persönlich nicht darum geht Menschen, entgegen meiner Kritik daran, in weiblich oder männlich einzuteilen. Für meine Statistik und für die Beantwortung meiner Fragestellung ist eine grobe Einschätzung dessen, von wem die Gewalt ausgeht, ein wichtiges Element.

Polizei verständigt. Ebenso machten zwei Personen keine Angabe. Die offenen Antworten waren bei dieser Frage vielfältig. Einzelne Personen gaben zum Beispiel an „erstarrt zu sein“, „professionelle Gespräche“ in Anspruch genommen zu haben, „zuerst mitgelacht zu haben, sich aber später schlecht gefühlt zu haben“, oder „es ignoriert zu haben, da die Täter_innen dann nichts machen könnten“. In einem Fall, gab das Opfer an, dass eine außenstehende Frau dabei geholfen hatte, die Situation zu verlassen.

Verhalten bei verbaler Gewalt

Anzahl in absoluten Werten - N = 197

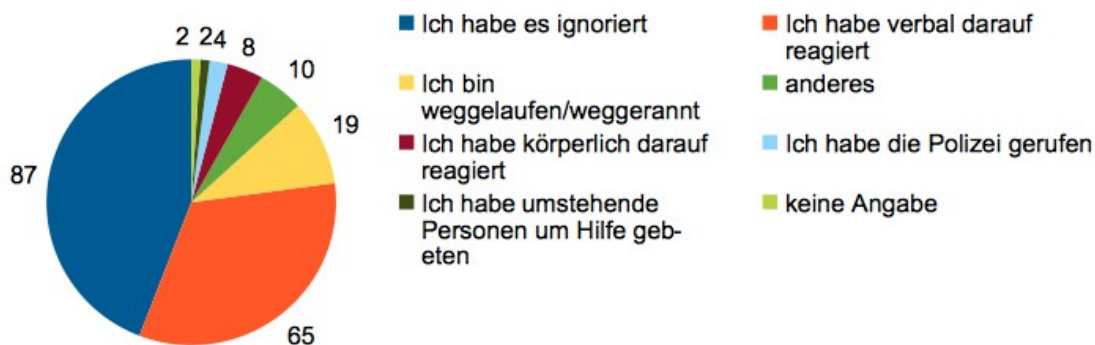


Abb. 13: Verhalten bei verbaler Gewalt

4.6.4 Verhalten der Opfer nach erlebter verbaler Gewalt

Etwas mehr als Hälfte (53,3%) antworteten mit ja auf die Frage, ob sie sich nach der Tat jemandem anvertraut haben. Es waren auch hier Mehrfachnennungen möglich und 61 Personen gaben an, dass sie sich an Freund_innen gewandt haben. 20 Personen zogen die Unterstützung seitens der Familie oder Verwandten heran. Nur drei Teilnehmende wandten sich an eine Opferhilfsorganisation und vier Personen erstatteten Anzeige bei der Polizei. Bei den offenen Antworten gaben drei Personen an, sich mit ihren Kolleg_innen darüber ausgetauscht zu haben und zwei Personen sprachen mit einer/einem Psycholog_in darüber. Jeweils eine Person wandte sich an die Partnerin und eine Person an einen „Betreuer“. Ein Teilnehmer sagte, dass er bereits in einer Gruppe unterwegs gewesen sei und sich direkt an die Gruppe wenden konnte.

Von den anderen 64 Personen (46,7%), die sich niemandem anvertrauten, gaben 44 Teilnehmer_innen an, dass es ihnen nicht wichtig gewesen sei. Drei Personen haben sich

aus Angst und 18 Personen aus Scham an niemanden gewandt. Zwölf Teilnehmende gaben an, dass sie niemanden zum Reden hatten und acht Personen wollten nicht zur Polizei gehen. Eine Person gab an, dass es so oft passiert, dass man irgendwann weiß damit umzugehen. Ein anderer Teilnehmer sagte, dass er keine Kraft hätte, das Erlebte noch einmal aufzuwühlen. Eine weitere Person empfand das Gesagte, aufgrund der persönlichen Ablehnung gegen den eigenen Körper „irrsinniger Weise“ als angebracht und eine weitere Person empfindet Unbehagen darüber zu sprechen.

Insgesamt gaben 23 Teilnehmende (16,8%) an, dass sie der Meinung sind, dass verbale Gewalt in den vergangenen zehn Jahren gegen sie zugenommen hat. 55,5% gaben an, dass sie keinen Zuwachs an verbaler Gewalt gegen sich verspüren und 27,7% konnten dies nicht einschätzen.

4.7 Auswertung der physischen Gewalterfahrungen

Auf die Frage, ob die Teilnehmenden schon einmal Opfer von körperlicher Gewalt, in Form von zum Beispiel Schubsen, Spucken, Treten oder Schlagen, wurden, antworteten 70 Personen (41,4%) mit ja. Bei den meisten handelte es sich um ein einmaliges Erlebnis in den vergangenen zehn Jahren (17,2%). Insgesamt 20 Personen (11,8%) wurden zwei bis fünf mal Opfer von physischer Gewalt in den letzten zehn Jahren. Im selben Zeitraum erlebten acht Teilnehmende (4,7%) fünf bis zehn mal und 13 Personen (7,7%) schon mehr als zehn mal körperliche Gewalt. Drei Personen wollten hierzu keine Angabe machen.

4.7.1 Mögliche Gründe der physischen Gewalt

Auch bei dieser Frage konnten die Teilnehmer_innen bei den möglichen Gründen für die Taten mehrere Antworten geben. Insgesamt wurden 117 unterschiedliche Gründe gewählt, beziehungsweise beschrieben. 25 Personen wurden mit homophober Motivation angegriffen und bei 21 Personen wurde ein trans*phober Hintergrund ersichtlich. Aus rassistischen Gründen wurden zwei Personen Opfer von physischer Gewalt und bei 16 Personen war Sexismus der Grund. Übergriffe aus neonazistischer/rechtsextremer Gesinnung traf auf vier Beteiligte der Studie zu und drei Personen gaben an, aufgrund einer Behinderung angegriffen worden zu sein. Bei insgesamt 30 Personen war kein Grund erkennbar. Bei der offenen Antwortmöglichkeit wurden unter anderem „Gewalt in der Familie“, „Polizeigewalt“ und „Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols“, „Eifersucht“,

„unsicheres Auftreten“, „anders sein“, „Disziplinierungsversuche“ und zum Beispiel „die große Klappe“ auf Seite des Opfers genannt.

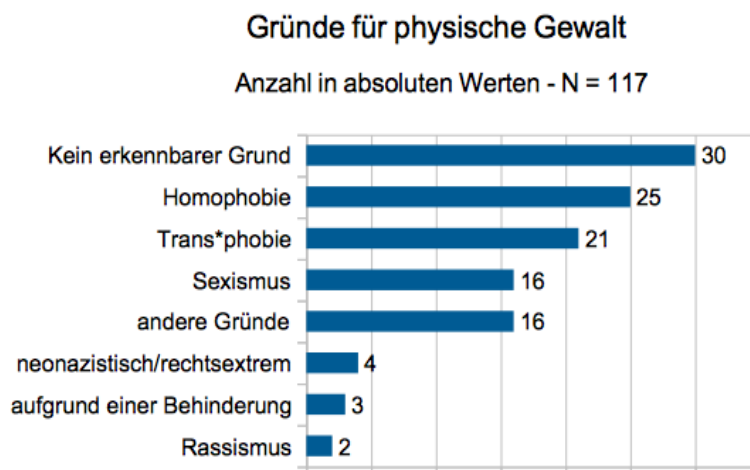


Abb. 14: Gründe für physische Gewalt

4.7.2 Täter_innen Struktur bei physischer Gewalt

Bei den Fragen zur Erfahrung mit physischer Gewalt wurde nach dem gleichen Schema verfahren, wie bei der verbalen Gewalt. Die Teilnehmenden wurden gebeten, sich auf das, aus ihrer Sicht, einprägsamste Ereignis von körperlicher Gewalt zu beziehen. Auch hier fanden die Angriffe zum größten Teil (47,1%) aus einer Gruppe von zwei bis fünf Personen heraus statt. Der Anteil der Taten, bei dem die/der Täter_in alleine war, liegt bei 44,3%. In 8,6% der Fälle war die angreifende Gruppe größer als fünf Personen.

In mehr als der Hälfte der Fälle (52,9%) kannten sich Täter_innen und Opfer. Bei 47,1% der Angriffe standen Täter_innen und Opfer in keinem bekannten Verhältnis.

Die männliche Dominanz der Angreifer ist auch hier klar erkennbar. 61,4% der körperlichen Übergriffe ging von Tätern aus, die als männlich wahrgenommen wurden. Eine Tat von weiblichen Angreiferinnen lässt sich in 14,3% der Fälle feststellen. Eine männliche dominierte Gruppe findet sich bei 10% der Gewalttaten und in 8,6% der Vorfälle handelte es sich um eine ausgeglichene, gemischte Gruppe. In einem Fall (1,4%) war es eine Gruppe, die mehr weibliche Mitglieder hatte. Bei der offenen Antwort wurde angegeben, dass in einem Fall „die Gruppe gemischt gewesen sei, aber die Aggression ausschließlich von

männlicher Seite ausging“. In einem weiteren Fall wurde eine „Transfrau“, die jetzt wieder als Mann lebt“ gewalttätig und im letzten Fall wurden zwei Situationen mit jeweils einem männlichen und einer weiblichen Täter_in beschrieben.

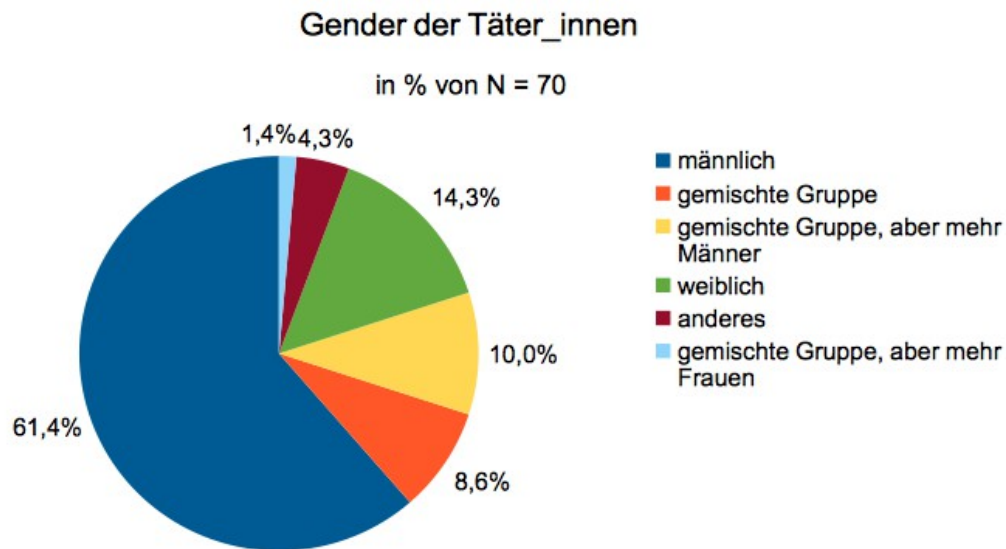


Abb. 15: Gender der Täter_inne 2

4.7.3 Verhalten der Opfer bei physischer Gewalt

Auch bei dieser Fragestellung ähnelt sich das Antwortmuster dem der verbalen Gewalt. In 62,9% der Fälle war das Opfer alleine, in 30% der Situationen in einer Gruppe von zwei bis fünf Personen und in 7,1% der Fälle in einer Gruppe von mehr als fünf Personen.

Ein etwas breiter gefächertes Bild zeigt sich, wie bei körperlicher Gewalt seitens des Opfers reagiert wurde. Bei 17 dieser körperlich gewaltvollen Ereignisse haben die Opfer angegeben, es ignoriert zu haben. In 36 Fällen wurde verbal darauf reagiert und in 22 Fällen haben sich die Opfer körperlich gewehrt. 16 Personen sind weggelaufen oder weggerannt. Acht Teilnehmende gaben an, dass sie umstehende Personen um Hilfe gebeten haben und sieben Personen haben die Polizei hinzugezogen. Eine Person konnte, oder wollte hierzu keine Angabe machen. Bei den offenen Antworten gab ein Teilnehmer_in unter anderem an, dass aufgrund einer Ohnmacht und einer späteren Einlieferung in ein Krankenhaus nichts getan werden konnte. Eine andere Person gab an, sich mit einem Küchenmesser bewaffnet zu haben. Ein_e Teilnehmende_r sagte aus, sich versteckt zu haben und eine Person wollte etwas tun, war aber wie gelähmt. Eine Person hat versucht sich zu rechtfertigen und ein_e weitere_r Teilnehmer_in hat eine Beratungsstelle aufgesucht.

Verhalten bei physischer Gewalt

Anzahl in absoluten Werten - N = 113

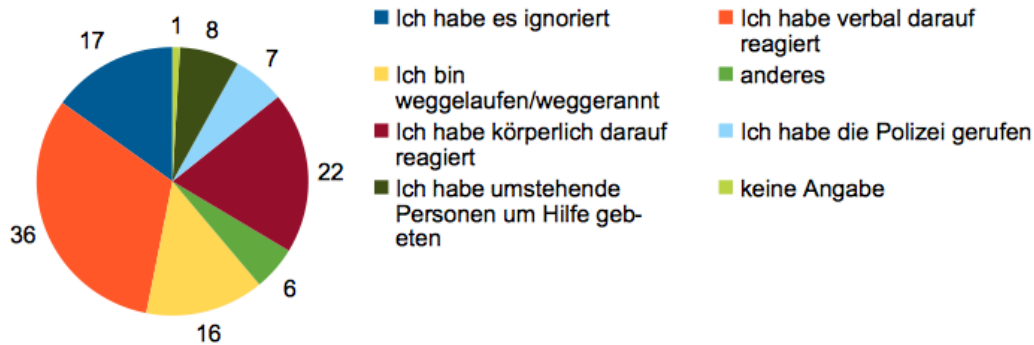


Abb. 16: Verhalten bei physischer Gewalt

4.7.4 Verhalten der Opfer nach erlebter physischer Gewalt

Bei der Frage, ob sich die Opfer jemandem anvertraut haben, zeigen sich hier deutlichere Unterschiede zum Verhalten nach dem Erleben verbaler Gewalt. 68,6% der Opfer physischer Gewalt geben an, sich nach der Tat jemandem anvertraut zu haben. Das sind 15,3% mehr, als bei verbaler Gewalt.

Insgesamt wendeten sich 38 Personen an Freund_innen und 21 Personen öffneten sich ihren Verwandten, oder der Familie. Neun Personen haben Anzeige bei der Polizei erstattet und eine Person wandte sich an eine Opferhilfsorganisation. Zwei der Teilnehmenden gaben bei der offenen Antwortmöglichkeit an, sich an Lehrer_innen gewandt zu haben. Ebenso zwei Personen sagten, dass sie sich erst nach Jahren jemandem anvertraut hätten. Eine Person tauschte sich auch hierbei mit Kolleg_innen aus.

Elf Personen gaben auch bei erlebter körperlicher Gewalt an, dass es ihnen nicht wichtig gewesen wäre, sich jemandem zu öffnen. Vier Personen vertrauten sich aus Angst und sieben Personen aus Scham niemandem an. Ebenso gaben sieben Personen an, dass sie niemanden zum reden hatten und zwei wollten nicht zur Polizei gehen. Eine Person gab zum Beispiel an, dass sie zu der Zeit „nur cis hetero Freunde hatte, die das nicht verstanden hätten“. Auch bei dieser Form der Gewalt, äußerte ein_e Teilnehmer_in Unbehagen darüber zu sprechen. Eine weitere Person sagte, sie habe es verdrängt.

Auf die Frage, ob körperliche Gewalt nach dem eigenen Empfinden in den vergangenen zehn Jahren gegen die Opfer physischer Gewalt zugenommen hat, antworteten 14,3% mit ja. 65,7% verneinten dies und 20% konnten darüber keine Aussage machen.

4.8 Gewalterfahrungen gemessen an der äußeren Erscheinung

In diesem Abschnitt möchte ich darauf eingehen, ob und wenn ja, welchen Einfluss das äußere Erscheinungsbild auf das Erleben von Gewalt hat. Im Abschnitt „4.5.4 Identität in der Alltagspraxis“ gaben sieben Personen (4,1%) an, als eher weiblich wahrgenommen zu werden. Als androgyn, beziehungsweise nicht eindeutig werden 26 der Teilnehmenden (15,4%) wahrgenommen. 39 Personen (23,1%) werden als eher männlich gelesen und der Großteil, 96 Personen (56,8%) gibt an, als eindeutig männlich verstanden zu werden.

71,4% der Teilnehmer_innen, die eher als weiblich angesehen werden, haben bereits verbale Gewalt erlebt und 28,6% körperliche Gewalt. Der meist genannte Grund bei verbaler Gewalt ist Trans*phobie (fünf Fälle) und bei körperlicher Gewalt waren einmal Sexismus und ein anderes mal kein Grund zu erkennen.

Bei den Teilnehmenden, die nicht eindeutig als weiblich oder männlich, sondern als androgyn verortet werden, gaben 84,6% an schon mindestens einmal verbale Gewalt und 46,2% auch mindestens einmal schon physische Gewalt erlebt zu haben. In beiden Fällen der Gewaltformen liegt dieser Wert etwas über dem Durchschnitt von 81% bei verbaler Gewalt und 41,4% bei körperlicher Gewalt. Dies könnte ein Indiz dafür sein, dass ein nicht normatives Äußeres schneller zum Erleben von Gewalt führen kann. Die Gründe variieren bei diesem Beispiel. Nimmt man beide Formen der Gewalt zusammen, sind Homophobie (16 F.), Sexismus (17 F.) und Trans*phobie (18 F.) relativ gleich auf und werde am meisten genannt. Dem folgen Übergriffe aus neonazistischer/rechtsextremer Motivation (acht F.) und kein erkennbarer Grund liegt in neun Fällen vor.

Ebenso über dem Durchschnitt liegt die verbale Gewalterfahrung bei Teilnehmenden, die eher als männlich wahrgenommen werden. Hier geben ebenfalls 84,6% an, verbale Gewalt erlebt zu haben und 43,6% wurden Opfer körperlicher Gewalt. Homo- (25 F.) und Trans*phobie (22 F.) führen hier ebenfalls die Liste der möglichen Gründe für die Übergriffe an. Auch vertreten sind Sexismus (13 F.), aufgrund einer Behinderung (vier F.) und Angriffe

mit neonazistischem/rechtsextremen Hintergrund (zwei F.). Interessant ist, zu sehen, dass in beiden Ausprägungen der Gewalt, kein erkennbarer Grund in 16 Fällen zu finden war.

Ein ähnliches Bild, mit einer deutlich höheren Zahl bei einem unbekanntem Hintergrund der Angriffe, zeigt sich auch bei der Personengruppe, die als eindeutig maskulin verstanden wird. In dieser Gruppe haben 79,1% der Teilnehmenden verbale Gewalt und 39,6% körperliche Gewalt erlebt. Hier ist in 57 Fällen Homophobie der Auslöser für die Übergriffe gewesen. 48 mal erlebten Personen Gewalt aufgrund von Trans*phobie. Neonazistisch/rechtsextrem waren 19 Taten motiviert, Sexismus fand sich in 18 Fällen, Rassismus in sieben Situationen und in vier Fällen war eine Behinderung der Grund. In dieser Personengruppe sind Taten, die keinen erkennbaren Grund zeigen, im Vergleich zu den anderen Gruppen, äußerst stark vertreten. In 51 Fällen gaben die Opfer an, nicht zu wissen, warum sie angegriffen wurden. Der Hintergrund hierbei könnte in der Annahme liegen, dass Gewalt unter Männern oftmals *grundlos* stattfindet, beziehungsweise die Gründe in der Konstituierung der eigenen Machtposition begründet sind. Bei der Frage nach der Vermutung über die möglichen Gründe, gaben etwa 20% der Personen aus dieser Gruppe, die dieses Feld ausfüllten an, dass es sich um eine bloße Machtdemonstration, Provokation oder männliches Dominanzverhalten seitens des Angreifers handelte.

4.9 Gewalterfahrungen gemessen am Lebensraum

Einen weiteren relevanten Abgleich möchte ich zwischen dem Lebensraum und der Erfahrung mit Gewalt machen. Etwa 10% der Beteiligten der Studie leben in einer ländlichen Region. Im Vergleich zu anderen Gebieten leben sie dort *relativ sicher*. Im Vergleich zum Durchschnitt von 81%, erleben hier *nur* 70,6% verbale Gewalt. Bei der körperlichen Gewalt ist die Differenz vom Durchschnitt, der 41,4% beträgt, etwas geringer. In dieser Region wurden 35,3% Opfer von körperlicher Gewalt.

In Kleinstädten mit 5.000 – 20.000 Einwohner_innen leben 14,2% der Studienteilnehmer_innen. Hier verringert sich der Abstand zum Durchschnitt bei verbaler Gewalt, die von 79,1% der dort lebenden erfahren wurde, etwas. Hingegen ist die Rate der physischen Gewalt in Kleinstädten etwas geringer und liegt bei 33,3%.

In Städten mittlerer Größe und einer Einwohner_innenzahl von 20.000 – 100.000 leben 16,6% der befragten Personen. Die Zahlen hier spiegeln fast den Durchschnitt wieder.

82,1% wurden Opfer verbaler und 42,9% Opfer körperlicher Gewalt.

In großen Städten mit über 100.000 und bis 500.000 dort lebenden Menschen wohnten 23,7% der Teilnehmenden. In diesem Gebiet sanken die Raten der Gewalthandlungen ein wenig und die Zahlen liegen unter dem Durchschnitt. Hier erlebten 77,5% verbale Gewalt und der Wert, der hier im Bezug zur physischen Gewalt gefunden werden konnte, war am niedrigsten und lag bei 32,5%.

Die Teilnehmer_innen, die in Großstädten mit über 500.000 Menschen leben, waren am häufigsten von beiden Formen der Gewalt betroffen. In den Großstädten erlebten 86,7% der dort lebenden Personen verbale Gewalt und über die Hälfte, 51,7% wurden schon mindestens einmal Opfer physischer Übergriffe. Anhand dieser Zahlen wird ersichtlich, dass die allgemeine Annahme, dass das Leben und der Umgang in Großstädten toleranter und offener sind, zumindest bei der Zielgruppe meiner Studie, eine Fehlannahme ist. In Großstädten mit über 500.000 Einwohner_innen liegt die Rate bei verbaler Gewalt 5,7% und bei physischer Gewalt 10,3% über dem Durchschnitt aller Regionen im Vergleich.

4.10 Die persönliche Einstellung zu Gewalt der Studienteilnehmenden

Auf die Frage „ich finde verbale Gewalt...“ generell unangemessen antworteten 111 Personen (65,7%) mit ja. 49 der Teilnehmenden (29%) sagten, dass verbale Gewalt in wenigen Fällen angemessen ist. Jeweils eine Person (0,6%) ist der Auffassung, dass verbale Gewalt meistens oder sogar generell angemessen ist.

Deutlich einiger waren sich die Befragten, bei der Frage, wie sie zur physischen Gewalt stehen. 134 Personen (79,3%) finden, dass körperlich Gewalt generell unangemessen ist. 28 Personen (16,6%) meinen, dass diese Form der Gewalt nur in wenigen Fällen angemessen ist. Sieben Teilnehmer_innen (jeweils 4,1%) wollten sich zu beiden Fragen nicht äußern.

4.10.1 Außenwahrnehmung bezüglich Gewalt

Bei dieser Frage, sollten die Teilnehmenden selbst einschätzen, wie sie zum Beispiel auf der Straße wahrgenommen werden. Keine der befragten Personen sagte über sich aus, als deutlich aggressiv wahrgenommen zu werden. Elf Teilnehmer_innen (6,5%) gaben an als

eher aggressiv wahrgenommen zu werden. Gut ein Fünftel (21,9%) wird weder als aggressiv, noch als friedfertig empfunden. Von der Außenwelt als eher friedfertig werden 37,9% und als eindeutig friedfertig werden 31,4% nach eigener Aussage verstanden. Vier Personen (2,4%) wollten sich hierzu nicht äußern.

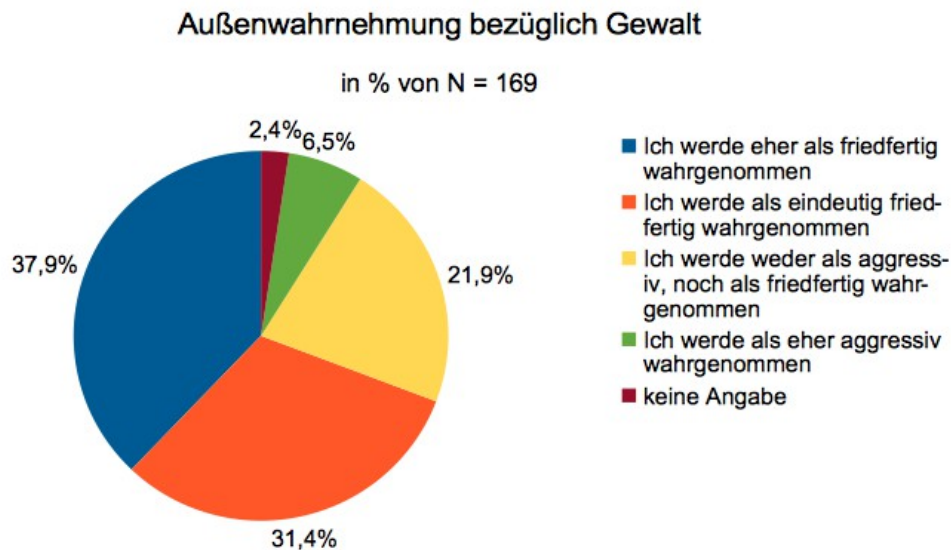


Abb. 17: Außenwahrnehmung bezüglich Gewalt

4.10.2 Eigenes Gewaltverhalten

Insgesamt haben 44,4% der Teilnehmenden bereits selbst verbale Gewalt ausgeübt. Davon sagten 20,1% dies einmal getan zu haben, 24,3% taten dies schon mehrmals. Sechs Personen (3,6%) machten hier keine Angaben. Auf die Frage, was die möglichen Gründe für das Ausüben verbaler Gewalt gewesen sei, sagten 28 Personen, dass es aus Gründen des Selbstschutzes, beziehungsweise der Verteidigung geschehen sei. Zehn Personen gaben Wut oder Frustration an. Zusätzlich wurden zum Beispiel Streit, Überforderung oder der Einfluss von berauschenden Substanzen erwähnt. 1,2% wollten sich hier nicht äußern.

Körperliche Übergriffe tätigten knapp ein Viertel aller Beteiligten (24,9%). Hierbei übten 15,4% physische Gewalt einmalig aus und 9,5% gaben an, dass dies schon mehrmals passiert ist. Auch hier führen die meisten, insgesamt 16 Personen, Selbstschutz und Verteidigung als Gründe an. Vier fühlten sich provoziert und bei drei Person passierte dies aus Wut heraus.

4.10.3 Veränderung des eigenen Aggressions- und Gewaltverhaltens

Interessanterweise haben sich die Teilnehmenden bei den drei Antwortmöglichkeiten fast gleichmäßig verteilt. Dass sich innerhalb der letzten zehn Jahre etwas daran geändert hat, wie aggressiv sie sich fühlen, sagen insgesamt 110 der Teilnehmer_innen. Davon sagen 53 der Befragten (31,4%), dass sie sich jetzt aggressiver fühlen, als früher. Im Gegenzug geben 57 Personen (33,7%) an, dass sie sich weniger aggressiv fühlen. Keinen Unterschied verspüren 55 Personen (32,5%).

Von den 53 Teilnehmenden, die sagten, dass sie sich aggressiver fühlen, gaben sechs Personen explizit die Einnahme von Testosteron als möglichen Grund an. Fünf weitere Befragte nannten Testosteron in Kombination mit der sozialen Veränderung. Eine Person nannten hierbei die „Umstrukturierung des Gehirns“ durch die Hormone und damit einhergehend die „neue Identitätsrolle in der Gesellschaft gepaart mit Werten, wie Respekt, Ehre und Wertschätzung“. Zwei Personen spürten ein ausgeprägteres Selbstbewusstsein durch die Anerkennung im gefühlten Gender. Acht Personen gaben an, dass sich die eigene Aggressivität aufgrund der erlebten Gewalterfahrungen gesteigert hat. Wut und Frustration gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen gaben ebenfalls acht der Befragten als Gründe für Zunahme von aggressivem Verhalten an. Auf der anderen Seite geben fünf Personen an, dass einzig die Einnahme von Testosteron zu mehr Ruhe und Ausgeglichenheit geführt hat und sie sich weniger aggressiv fühlen. Weitere 17 der Teilnehmenden sagen aus, dass die Transition und die *richtige* geschlechtliche Einordnung seitens der Gesellschaft ihr aggressives Verhalten verringert hat. Nach Aussage der Befragten spielte der Faktor Älter werden ebenso eine Rolle bei der Abnahme von Aggressionen, wie das Lernen, mit stressvollen Situationen umzugehen.

Auf die Frage, ob sich das eigene gewalttätige Verhalten in den letzten zehn Jahren verändert hat, antworteten drei Personen (1,8%), dass dies deutlich zugenommen hat. Weitere 17 Personen (10,1%) sagen, dass es eher zugenommen hat. Genannte Gründe hierfür sind in vier Fällen ein gesteigertes Selbstbewusstsein, von drei Befragten wird wieder die Einnahme von Hormonen benannt und eine Person sagte, dass „männlicheres Denken und Verhalten“ dafür verantwortlich ist.

Im Kontrast zu der Zunahme von gewalttätigem Verhalten, gaben 18 Personen (10,7%) an, dass die eigene Gewalttätigkeit in den letzten zehn Jahren deutlich abgenommen hat. Bei

23 Personen (13,6%) hat das selbe Verhalten eher abgenommen. Ein ähnliches Bild zeigt sich hier wie bei der vorigen Fragestellung. Die Transition und die Einnahme von Hormonen sind die meist genannten Gründe. Ebenso wird hier das Älter werden und der positivere Umgang mit Problemen genannt.

Bei 55,6% ließ sich keine Veränderung feststellen und 14 Personen (8,3%) wollten hierzu keine Angaben machen.

4.11 Zusammenfassung der Studie

Wie zu Beginn der Auswertung bereits erwähnt, ist es nicht verwunderlich, dass die Teilnehmenden dieser Studie aufgrund ihrer Identität schneller und häufiger Opfer von Gewalt werden. Homophobie und Trans*phobie waren die meist genannten Gründe für das Erleben von Gewalt. Dies spiegelt die cis- und heteronormen Werte der Gesellschaft wieder. Aber auch die grundlose Gewalt, steigend bei männlicher Erscheinung der Befragten, unterstreicht das Bild der gesteigerten Gewalt unter Männern.

Die Studienteilnehmer_innen waren über das gesamte Bundesgebiet verteilt, mit einem etwas höheren Gewicht in Berlin. Mehr als die Hälfte der Teilnehmenden ist unter 29 Jahren alt und der Bildungsstand ist vergleichsweise recht hoch. Etwa ein Drittel (33,2%) der Befragten verfügt über einen Studienabschluss und etwa ein Viertel (26%) befinden sich noch in Ausbildung und ein weiteres Viertel (25,5%) hat eine Ausbildung abgeschlossen. Gemessen am Bildungsstand und der guten Ausbildung im Anschluss, verdienen die Teilnehmer_innen recht gering. Die meisten der Befragten verfügt entweder über gar kein Einkommen (19,5%), oder über maximal 1.000,-€ pro Monat (39,7%). Lediglich 21,9% verdienen bis 2.000,-€ monatlich und nur 10% liegen mit ihrem Einkommen darüber. Damit liegt der Großteil der Teilnehmenden unter den Bundesdurchschnitt. Mögliche Gründe könnten zum einen sein, dass die Befragten sich zum Teil noch in einer Form der Ausbildung befanden. Mögliche Hürden als trans* Person eine passende, gut positionierte und bezahlte Arbeit zu finden, kann ich hierbei allerdings nicht ausschließen. Dazu bedarf es aber einer spezifischeren Fragestellung. Des Weiteren wäre interessant zu erforschen, inwieweit der Bildungsstand eine Auseinandersetzung und Hinterfragung der Genderidentität beeinflusst. Der Großteil der Beteiligten entzog sich der Frage nach der Selbstbezeichnung und die meisten, die diese Frage beantworteten verorteten sich als weiß. Die Genderidentität war

gemischt aus vielen Kombinationen von männlich und trans*, transgender, transsexuell und viele andere. Die meisten der Studienteilnehmenden (75%) haben bereits mit einer Hormontherapie begonnen und etwa die Hälfte (49,1%) hat angleichende Operationen vornehmen lassen. Die meisten verwendeten entweder einen anderen Namen, oder haben diesen bereits auf den persönlichen Ausweisdokumenten ändern lassen.

81,7% geben an eine männliche Identität im Alltag zu leben. Im Abgleich zur Wahrnehmung von außen, wird ein ähnlicher Anteil als eindeutig, aber zumindest als eher männlich wahrgenommen (zusammen 79,9%).

Die äußere Wahrnehmung zeigt einen kleinen Einfluss auf die Häufigkeit Opfer von Gewalt zu werden. Demnach wurden Personen, die als nicht eindeutig/androgyn von ihrer Außenwelt wahrgenommen wurden, etwas häufiger Opfer von Gewalt, als jene, die als eher, oder eindeutig männlich gelesen wurden. Weibliches Erscheinen mindert ein wenig die Gefahr Gewalt zu erleben.

Insgesamt haben 81% der Teilnehmenden bereits mindestens ein mal verbale Gewalt erlebt. Die meist genannten Gründe hierfür sind Homophobie, Trans*phobie oder kein erkennbarer Grund. In 70,1% dieser Fälle waren die Angreifer männlich, oder in einer männlich dominierten Gruppe. Die meisten Opfer haben es entweder ignoriert oder verbal darauf reagiert. In lediglich vier Fällen wurde die Polizei verständigt.

41,4% Personen wurden bereits Opfer physischer Gewalt. Die Liste der möglichen Gründe wurde hier von grundloser Gewalt angeführt. Ähnlich wie bei der verbalen Gewalt folgten Homophobie und Trans*phobie als Ursachen. 71,4% der Angriffe gingen von Männern, oder männlich dominierten Gruppen aus. 15,7% der Fälle waren Frauen, oder weiblich dominierte Gruppen die Aggressorinnen. Die meisten haben hier verbal darauf reagiert, sich körperlich gewehrt, oder sich aus der Situation entfernt. In lediglich einem Fall wurde im Nachhinein eine Opferberatungsstelle kontaktiert.

Gewalt kommt in Städten mit über 500.000 Einwohner_innen deutlich am häufigsten vor. Am wenigsten erleben Personen Gewalt, die in großen Städten mit über 100.000 und bis 500.000 leben.

Die Majorität der Teilnehmenden lehnt sowohl verbale, als auch physische Gewalt grundsätzlich ab. 69,3% geben an, dass sie als eher oder eindeutig friedfertig von außen wahrgenommen werden. Die meisten, der 44,4%, die verbale Gewalt und die 24,9% die physische Gewalt selbst ausgeübt haben, sagen, dass es aus Gründen der Selbstverteidigung geschehen ist. Jeweils etwa ein Drittel der Befragten gab an, dass sich das eigene aggressive Verhalten in den letzten zehn Jahren entweder gesteigert, verringert, oder nicht verändert hat. Mögliche Gründe für die Veränderung in beide Richtungen sind, laut der Teilnehmenden, die Transition und die Hormoneinnahme. Bei einer Steigerung der Aggression sind zusätzlich die gesellschaftlichen Verhältnisse verantwortlich und bei einer Abnahme das steigende Alter und der verbesserte Umgang mit Problemsituationen. Bei 11,8% aller Teilnehmenden hat das eigene gewalttätige Verhalten zugenommen und bei knapp einem Viertel (24,3%) hat es in den vergangenen zehn Jahren abgenommen. Bei dem Rest hat sich dieses Verhalten nicht verändert, oder sie wollten dazu keine Angabe machen.

In dem folgenden abschließenden Kapitel werde ich diese vorliegenden Ergebnisse in Zusammenhang mit meiner theoretischen Ausarbeitung bringen und zeigen, wie die soziale Konstruktion von Männlichkeit auf die Personengruppe von trans* Männlichkeiten/Maskulinitäten wirkt.

5. Fazit

Geschlecht und Körper bilden in unserer Gesellschaft ein scheinbar untrennbares Konstrukt. Die unterschiedlichen Voraussetzungen, die dieses System erzeugen stehen sich im Ungleichgewicht gegenüber. Männlichkeit entsteht immer in Abgrenzung zur Weiblichkeit und diese Einteilung mündet, in einem System von *Richtig* und *Falsch*. Weiblich zu sein, wird mit Schwäche, Emotionalität, Zurückhaltung und Unmündigkeit gleichgesetzt, wohin gegen Männlichkeit Dominanz, Stärke, Härte und Wissen bedeutet. Die Überlegenheit wird künstlich geschaffen und durch diesen sich selbst erhaltenden Mechanismus ändert sich nichts an der Positionierung der Geschlechter in der gesellschaftlichen Hierarchie. Abweichungen von der Norm schaffen neue Wege für hierarchische Strukturen innerhalb der Statusgruppen.

Im Falle von Männlichkeit werden von klein auf Regeln, Rituale und Verhalten erlernt, welche die Position der Männer dauerhaft festigen. Dieses ist an einen stetigen Kampf um Macht innerhalb der Gruppe der Männer gekoppelt. Die Macht über das Weibliche ist gesellschaftlich akzeptiert und legitimiert. Diese Machtposition muss nicht in der selben Art und Weise, wie es innerhalb der Gruppe der Männer stattfindet, immer wieder neu bestätigt werden. Die weibliche Sozialisation eines Menschen fügt sich diesem System und Weiblichkeit wird mit einem sanften, zurückhaltenden, sozial vermittelnden und passiven Charakter verbunden (vgl. Popp 2003: 198).

Dominanz und Unterwerfung finden demnach nicht nur binnengeschlechtlich statt, sondern werden im Alltag im homosozialen Kontext immer wieder neu produziert. Wer in diesem Fall nicht der Norm entspricht, oder gar wer sich der Kategorisierung als männlich oder weiblich gänzlich entzieht, wird automatisch nicht als *Gegner* oder *Gefahr* wahrgenommen, sondern gerät an das unterste Ende der Hierarchie, beziehungsweise wird leicht zum Opfer. Die Gefahr Rezeptor von Gewalt zu werden, liegt, wenn man optisch nicht einem der beiden Ideale entspricht, laut der vorliegenden Studie höher, als wenn man männlich oder weiblich wahrgenommen wird. Die Gewalt, die Personen trifft, die als weiblich, oder androgyn wahrgenommen werden, können von den Opfern in den meisten Fällen klassifiziert werden. So werden diese Personengruppen am häufigsten aus homophoben, trans*phoben oder sexistischen Gründen angegriffen. Bei Personen die als männlich gelesen werden, verschwimmt die Suche nach den Hintergründen immer mehr und bei körperlichen

Übergriffen gaben die meisten Personen an, dass es keinen erkennbaren Grund für die Tat gab.

Aus trans* männlicher/maskuliner Perspektive gesehen hat man dementsprechend eine mehrfache Benachteiligung. An dieser Stelle möchte ich Pierre Bourdieu zitieren, der sagt, dass „Die verbalen und nonverbalen Indizien für die symbolisch herrschenden Positionen (die des Mannes, des Adligen, des Chefs usw.) können [...] nur von Leuten verstanden werden, die den 'Code' gelernt haben“ (Bourdieu 2013: 64). Das heißt, die unterschiedliche Sozialisation von cis-Männern und trans*-Männern führt zwangsläufig zu einer Irritation im sozialen Zusammenleben. Cis-Männer werden von klein auf mit dem nötigen Wissen ausgestattet, wie sie sich im Alltag zu verhalten haben, um als männlich zu gelten. Der erlernte Wille zum Wettkampf wird bewusst und unbewusst im Alltag integriert. Auf der anderen Seite müssen trans* männliche/maskuline Personen zuallererst um die Anerkennung ihrer Identität kämpfen. Verorten sie sich generell außerhalb der binären Geschlechterform, wird dies zu einem noch schwierigerem Unterfangen, als wenn sich Personen mit einer Form der männlichen Attribute arrangieren. Der Prozess als männlich wahrgenommen zu werden, ist in einer Welt, in der die Körpergrenzen zwar immer mehr zu verschwimmen scheinen, aber Geschlecht nach wie vor unabdingbar an den Körper gebunden ist, keine einfache Angelegenheit. Die biologischen Merkmale lassen sich meist (sofern gewünscht) durch medizinische Schritte erreichen, aber der soziale männliche Habitus muss zusätzlich erlernt werden. Diesem Erlernen geht erst einmal das Bewusstsein über die Existenz der sozialen geschlechtlichen Unterschiede voraus. Dieses muss erkannt, interpretiert und für einen selbst erlernt werden, um darauf adäquat antworten zu können. Manchen fällt dieser Lernprozess einfacher als anderen und das (zum Teil auch überzogene) männliche Verhalten überzeugt die Umwelt. Es gibt aber auch Personen, zum Beispiel in queeren Kreisen¹², die unter anderem aus der Kritik an dem herrschenden

¹² An dieser Stelle muss allerdings erwähnt werden, dass man auch in politischen, queeren Kreisen oftmals nicht vom männlichen Habitus und dem damit einhergehenden Wettkampf unter Männern gänzlich verschont bleibt.

Weiterhin ist mir hier bei der Auseinandersetzung mit hegemonialer Männlichkeit aufgefallen, dass es in queer-feministischen Räumen, obwohl Hierarchien generell kritisiert werden, eine Art Umkehrung der hegemonialen Männlichkeit gibt. Aus meiner Beobachtung geraten cis- männliche Personen (die womöglich auf intersektionaler Ebene noch weitere Privilegien genießen) schnell ans untere Ende der Kette. Wohingegen marginalisierte Menschen, die womöglich von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind, hier mehr Raum und Gehör erhalten. Inwieweit dies produktiv, oder kontraproduktiv ist, um die kritisierten hierarchischen Strukturen aufzulösen, möchte

System eine binäre geschlechtliche Performanz generell für sich ablehnen. Jedoch ist hierbei die Gefahr recht groß, dass außerhalb der queeren Kreise dieses nicht normative Verhalten auf Ablehnung stößt und wiederum negative soziale Konsequenzen mit sich zieht. Es gibt die Möglichkeit dies in Kauf zu nehmen, oder situativ dem, was von der Gesellschaft gekoppelt an Geschlecht erwartet wird, nachzugeben. Hierunter fällt zum Beispiel auch, dass trans* Personen in unterschiedlichen Räumen unterschiedliche Identitäten aus den unterschiedlichsten Gründen leben. Diesen Aspekt habe ich auch in meine Studie aufgenommen, um zu erfassen unter welchen Umständen die verschiedenen Personen ihren Alltag leben. Der Großteil identifizierte sich als männlich und gab an, die männliche Identität die meiste Zeit im Alltags leben zu können. In ein paar wenigen Fällen wich die gelebte Identität von der gefühlten Identität ab.

Jungen stehen von klein auf in einem stetigen Wettkampf, der sich erst in Spielen, später im Sport und weiter in der Arbeitswelt und im alltäglichen Handeln niederschlägt. Diese über Jahre hinweg gelernten Regeln, Rituale und Verhaltensweisen dienen als *Vorsprung* gegenüber trans* männliche/maskulinen Personen. Wer sich durch die Einnahme von Testosteron und Operationen dem, was als männlich gilt, optisch angleicht, trifft früher oder später auf diese Form des Wettkampfes. Der eben genannte *Vorsprung*, den cis-geschlechtliche Männer gegenüber trans* männlichen/maskulinen Personen haben, führt zu der oben genannten Irritation. Als Zusammenfassung kann gesagt werden, dass trans* männliche/maskuline Personen, basierend auf verschiedenen Merkmalen, einer höheren Gefahr ausgesetzt sind, männliche Gewalterfahrungen zu erleben. Zum Beispiel der Weg zum Passing¹³ als männlich, beziehungsweise die womögliche Ablehnung normativer Anpassung, oder das nicht von klein auf erlernte rivalisierende männliche Verhalten und die dadurch gegebenenfalls entstandene Ablehnung von Gewalt, bergen Risiken, mit dem im Alltag gewaltvollen männlichen Handeln, nicht umgehen zu können und dadurch leichter zum Opfer zu werden. Die meisten der Studienteilnehmenden lehnt verbale, als auch besonders physische Gewalt grundsätzlich ab. Die meisten der Befragten, die selbst schon einmal Gewalt ausgeübt haben, gaben an, dass es sich dabei um den Zweck der Selbstverteidigung handelte. Es wäre hier eine interessante Fragestellung, zu sehen, wie cis-Männer auf diese Fragen geantwortet hätten.

ich gerne in einer zukünftigen Arbeit diskutieren.

¹³ Passing kommt von dem Englischen Wort *to pass for/as*, was so viel bedeutet, wie als etwas, oder jemand *durchgehen*.

Der Erfahrung von Gewalt schließt sich auch der Umgang im Nachhinein an das Erlebte an. Wenn Jungen vom Kindesalter an lernen, sich auch mit körperlichen Mitteln gegebenenfalls durchzusetzen und auf der anderen Seite Mädchen permanent von der physischen Auseinandersetzung fern gehalten werden, schafft dies auch ein Ungleichgewicht im Umgang damit. Gewalt zu erleben ist für die meisten Menschen ein traumatisches Erlebnis und ich möchte nicht die unterschiedlichen Erfahrungen gegeneinander aufwiegen. Ich gehe jedoch von der Annahme aus, dass trans* männliche/maskuline Menschen nach einer Gewalterfahrung größere Hürden zu überwinden haben, mit der Situation umzugehen. Sicherlich lässt sich dies nicht pauschal für alle so auslegen, aber ich bin der Meinung, dass die Traumatisierung, basierend auf der gelernten Distanz zur Gewalt eine größere sein kann, als bei cis-geschlechtlichen Männern.

Weiter kann hierbei angesetzt werden, in welcher Form therapeutische Angebote im Umgang mit der Traumatisierung durch Gewalterfahrungen spezifisch für diese Personengruppe erarbeitet und angeboten werden müssen. Die Studie hat ergeben, dass sich lediglich vier Personen im Nachhinein an eine Beratungsstelle gewendet haben. Dies kann ein Indiz dafür sein, dass es für die Zielgruppe keine spezifischen Beratungsangebote gibt. Oder, dass die Angebote seitens Opferhilfsorganisationen den Teilnehmenden unbekannt sind. Einige der Teilnehmenden gaben an, dass ein Grund, warum sie sich nach der Tat niemandem öffneten, Angst oder Scham gewesen sei. Die Barrieren sich fremden Personen nach einem traumatischen Erlebnis zu öffnen sind generell gegeben. Wenn zudem noch ein Outing als trans* hinzukommt und man in dem Beratungssetting auf Unkenntnis bezüglich geschlechtlich vielfältiger Identitäten trifft, bildet dies noch weitere Hürden. Die Angst vor möglicher Diskriminierung und einem unpassenden Umgang sind alltäglicher Begleiter im Leben von trans* Personen, nicht nur auf dieser Ebene.

Von Beginn der Arbeit an, habe ich deutlich gemacht, dass gewaltvolles Handeln ein sozial konstruiertes, erlerntes Verhalten ist. Es ist ein Fehler von der Annahme auszugehen, dass Gewalt ein natürliches und spezifisch männliches Phänomen ist. Aggression und Gewalt unter Menschen geschieht in den meisten Fällen mit der Absicht, eine Person zu schädigen (vgl. Baron & Richardson zitiert nach Krahe 2014: 107). Das Ziel von Gewalt ist die psychische, oder physische Schädigung des Gegenübers und zusätzlich werden durch die Ausübung von Gewalt Hierarchien gebildet und gestützt. Die Annahme, dass gewalttätiges

Verhalten aus einem natürlichen Prozess heraus vorwiegend bei Männern zu finden sei, ist eine einfache Art der Verschiebung von Verantwortung. Es wird dadurch mit Hilfe der Biologie versucht zu argumentieren, was sich so einfach nicht ändern lässt. Heitmeyer & Hagan nennen diese Art der Biologisierung von Gewalt als „Umdeutungsfalle“ (Heitmeyer & Hagan 2002: 21).

Die biologische Konstruktion von Geschlecht ist ein bislang nicht kritisch genug hinterfragtes Gebilde und muss auch über die Ansätze, z.B. von Judith Butler hinaus, weiter diskutiert werden. Dass Männer per se aggressiv und gewaltbereit sind und dies unter anderem auf das Hormon Testosteron zurückzuführen ist, stelle ich als Fehleinschätzung dar. Es müssten demnach ein weitaus höherer Teil der Gesellschaft durch gewaltvolle Handlungen auffallen und Frauen, beziehungsweise Personen mit niedrigem Testosteronwert dürften mit diesem Verhalten nicht auftreten. Zusätzlich hat meine Studie gezeigt, dass Personen, die sich als trans* männlich/maskulin verorten und eine physische Transition in Form einer Testosteronbehandlung begonnen haben, berichten, dass dies zu mehr Ausgeglichenheit geführt hat und das eigene aggressive Verhalten abgenommen hat. Es gibt jedoch auch Beispiele, die das Gegenteil über sich sagen. Im Vergleich, zu dem abnehmenden aggressiven und gewaltvollen Handeln, sagen dies aber weit weniger Teilnehmende. Meiner Interpretation nach, hat auf deren Seite das, was Testosteron aus meiner Sicht fälschlicherweise zugeschrieben wird, Wirkung gezeigt. Dadurch sind sie Teil des Systems geworden, dass aus einer biologischen Perspektive versucht Erklärungen, beziehungsweise Entschuldigungen für das menschliche Fehlverhalten zu finden.

Wie meine Studie klar zeigt, verschiebt sich die Motivation der Gewalt mit der äußerlichen Erscheinung der Beteiligten. Die Anzahl der Fälle, in denen es sich um *grundlose* Gewalt handelt, steigt mit dem wachsenden männlichen Äußeren der Studienteilnehmenden. Zu Beginn der Studie habe ich den Link zur Onlineumfrage in einem Forum für und von trans* männlichen/maskulinen Personen veröffentlicht. Im weiteren Verlauf entstand daraus eine Diskussion und wo die einen Beteiligten über die spezifischen Gründe spekulierten, sagten andere, dass es in ihren Fällen einfach nur an der männlichen Erscheinung liegen kann, dass man Opfer von Gewalt wurde.

So zum Beispiel sagte die/der folgende User_in

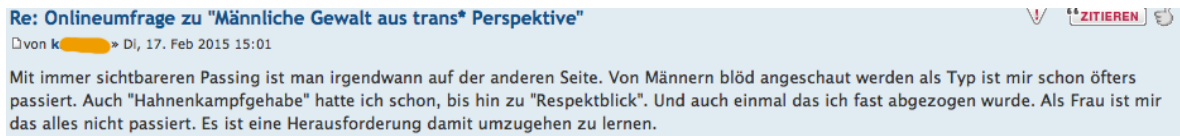


Abb. 18: Bildschirmfoto Forenbeitrag 1

Das hier besagte „Hahnenkampfgehab“ interpretiere ich als den von mir beschriebene Wettkampf unter Männern. Auch der Umgang mit dem neuen Erleben wird hier von der betroffenen Person als Herausforderung beschrieben.

Ein_e weitere_r Forennutzer_in sagte in der gleichen Diskussion

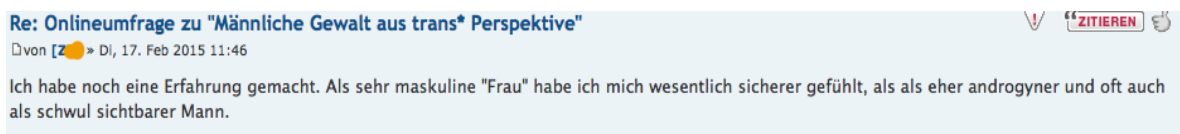


Abb. 19: Bildschirmfoto Forenbeitrag 2

Auch diese Person berichtet von einer negativen Verschiebung des eigenen Sicherheitsgefühls. Wie ich ähnlich in meiner Einleitung beschrieben habe, verändert sich mit dem Status Frau zu Mann auch die Sichtbarkeit in der Gesellschaft. Der Schutz der Unsichtbarkeit als, wie hier beschrieben, „maskuline Frau“ geht mit steigender sichtbarer Männlichkeit verloren und man findet sich in einem unbekanntem Wettkampf, dessen Schauplatz das alltägliche Leben ist, wieder.

Eine Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt aus einer trans* Perspektive, mit dem Wissen über die gesellschaftliche Disparität, auch innerhalb der homosozialen Gruppe der Männer und der Vielseitigkeit der Identitäten, schafft sicherlich keine deutlich spürbare Abnahme der alltäglichen Gewalt. Jedoch können dieses Bewusstsein und die Forschung aus einer alternativen Perspektive im Nachhinein einen Einfluss auf den Umgang mit diesen Erlebnissen haben. Einen kleinen Beitrag dazu soll diese Arbeit leisten.

Literaturverzeichnis

- Baur, N. & Luedtke, J. (2008). Konstruktion von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S.7 – 29). Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Bourdieu, P. (2013). Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bundesministerium des Inneren (2013). Polizeiliche Kriminalstatistik 2013. Abgerufen am 28.3.2015 unter <http://www.bka.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/PolizeilicheKriminalstatistik/2013/pks2013ImkBericht,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/pks2013ImkBericht.pdf>.
- Butler, J. (2013). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Connell, R. (2015). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden: Springer VS.
- Fédération Internationale de Football Association (FIFA) (2004). Zusatz zur Regel 12: Gelbe Karte wegen Ausziehen des Trikots. Abgerufen am 17.4.2015 unter <http://de.fifa.com/aboutfifa/footballdevelopment/technicalsupport/refereeing/news/newsid=92960/index.html>.
- Forster, E. (2007). Gewalt ist Männersache. In E. Lechner & C. Schnabl (Hrsg.), *Gewalt und Männlichkeit* (S. 13 – 26). Wien und Berlin: LIT Verlag.
- Günter, S. (2014). Performing Masculinity: Maskulinitäten als performative Praxen im Feld des Sports. In N. Jakoby & B. Liebig & M. Peitz & T. Schmid & I. Zinn (Hrsg.), *Männer und Männlichkeiten. Disziplinäre Perspektiven* (S. 73 – 92). Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich.
- Heitmeyer, W. & Hagan, J. (2002). Gewalt. Zu den Schwierigkeiten einer systematischen internationalen Bestandsaufnahme. In W. Heitmeyer & J. Hagan (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung* (S. 15 – 25). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH.
- Hummel, T. (2010). Chronologie des Falles Caster Semenya. Abgerufen am 24.4.2015 unter <http://www.sueddeutsche.de/sport/geschlechtstest-im-sport-schwierige-trennung-von-mann-und-frau-1.1086069-3>.
- Imbusch, P. (2002). Der Gewaltbegriff. In W. Heitmeyer & J. Hagan (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung* (S. 26 – 57). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH.
- Krahé, B. (2014). Aggression. In M.A. Wirtz (Hrsg.), *Lexikon der Psychologie* (S. 107 – 108). Bern: Verlag Hans Huber.
- Meuser, M. (2003). Gewalt als Modus von Distinktion und Vergemeinschaftung. Zur ordnungsbildenden Funktion männlicher Gewalt. In S. Lamnek & M. Boatca (Hrsg.), *Geschlecht. Gewalt. Gesellschaft* (S. 37 – 54). Opladen: Leske und Budrich.

- Meuser, M. (2008). Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S.33 - 60). Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Müller-Brettel, M. (2014). Gewalt. In M.A. Wirtz (Hrsg.), *Lexikon der Psychologie* (S. 667). Bern: Verlag Hans Huber.
- Nunner-Winkler, G. (2004): Überlegungen zum Gewaltbegriff. In W. Heitmeyer & H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Gewalt* (S. 21 – 61). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Petermann, U. (2014). Aggression, klinische Perspektive. In M.A. Wirtz (Hrsg.), *Lexikon der Psychologie* (S. 108). Bern: Verlag Hans Huber.
- Pleck, J. (1981). *The Myth of Masculinity*. Cambridge/MA
- Popp, U. (2003). Das Ignorieren „weiblicher“ Gewalt als „Strategie“ zur Aufrechterhaltung der sozialen Konstruktion vom männlichen Täter. In S. Lamnek & M. Boatca (Hrsg.), *Geschlecht. Gewalt. Gesellschaft* (S. 195 - 211). Opladen: Leske und Budrich.
- Porst, R. (2014). Fragebogen. Ein Arbeitsbuch. Wiesbaden: Springer VS.
- Selg, H. (1999). Aggression. In R. Asanger & G. Wenninger (Hrsg.), *Handwörterbuch Psychologie* (S. 24). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Sow, N. (2009). *Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.
- Streuli, J. (2014). Der Mann als biologische Tatsache? Ein Versuch über die Rolle einer aufgeklärten Biologie. In N. Jakoby & B. Liebig & M. Peitz & T. Schmid & I. Zinn (Hrsg.), *Männer und Männlichkeiten. Disziplinäre Perspektiven* (S. 13 – 26). Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich.
- Weber, M. (1980). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Zwischengeschlecht.org (2015). Menschenrechte auch für Zwitter! Abgerufen am 24.4.2015 unter www.zwischengeschlecht.org.